gesamte Römerforschung in Haltern nahm vom Königsberg ihren Ausgangspunkt, weil man das im Jahre 1838 von dem Oberstleutnant und Abteilungschef im großen Generalstab in Berlin F. W. Schmidt aufgefundene Lager auf dem Königsberg für römisch hielt. Die im Jahre 1899 durch die Westfälische Altertums-Kommission planmäßig einsetzenden Nachforschungen haben aber keine nennenswerten Funde gezeitigt. Während dieser Arbeiten wurden die hier vergeblich gesuchten römischen Scherben von den Kindern des Apothekers Meyer 2 km weiter nordöstlich gefunden. Durch diesen Zufallsfund entdeckten Prof. Dr. Koepp und Schuchhardt das eigentliche Römerlager. Von diesem Zeitpunkt an war der Königsberg das Stiefkind der Römerforschung. Kein Forscher hat sich mehr ernstlich um ihn bemüht. Warum, das haben sie uns nicht verraten. Aber trotzalledem wird das aufgefundene Lager auf dem Königsberg als „Römerkastell" bezeichnet, obwohl die ganze Form der Anlage eindeutig germanisch ist und kein Fund zu dieser Annahme berechtigt.

Durch die wegweisenden und bahnbrechenden Arbeiten Wilhelm Teudts und sein Ortungssystem ließ sich einwandfrei die Bedeutung des Königsberges nachweisen. Der Königsberg ist von alters her in der ganzen Umgegend als Wallfahrtsort berühmt. Der heilige Brunnen gilt weit und breit von jeher bis auf den heutigen Tag als heilkräftig. Von der christlichen Kirche wurde die Wallfahrtsstätte St. Anna geweiht, der Berg Annaberg und das heilige Wasser Annabrunnen genannt. Die Findlinge, die zur Herrichtung des Stationenwegs verwandt worden sind, zeigen deutlich, daß sie von altgermanischen kultischen Anlagen stammen. Im Jahre 1830 haben sich davon noch so bedeutende Mengen auf dem Annaberg befunden, daß sie zum Bau der Weseler Landstraße verwandt wurden. Der Sage nach liegt im Königsberg der Heidenkönig im goldenen Sarge begraben; das haben die Römerforscher auch für ihre Zwecke auszubeuten gewußt, es spricht aber nach den neuesten Feststellungen dafür, daß der Königsberg ein bedeutendes germanisches Stammesheiligtum gewesen ist. Vor 10 Jahren wurde eine kaum ernstgenommene Stimme laut, daß der Königsberg der Standort des Turmes der Veleda gewesen sei. Der Name Haltern scheint dafür zu sprechen, daß hier ein heiliger Turm gestanden hat. Ob es der Turm der Veleda war, mag dahingestellt bleiben. Die Lage scheint dafür zu sprechen. Die Teilnehmer überzeugten sich von den eindrucksvollen Ortungslinien, die einwandfrei nachgewiesene alte Thing- und Kultstätten, die sich vom Horizont abheben, mit dem Königsberg verbinden. Die Genauigkeit der Azimute muß selbst den größten Zweifler von der Richtigkeit der Ortungsthese überzeugen.

Es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß die Römer nach Eroberung dieses wichtigen strategischen Punktes von dem vorgefundenen Lager Besitz genommen und es als wichtigen Stützpunkt an der Lippe ausgebaut haben. In diesem Zusammenhang ist wohl anzunehmen, daß hier Aliso lag.

Vom Königsberg fuhren die Teilnehmer zum Niemen-Wall. Dieser Wall wurde auch ursprünglich von den Römerforschern als „Römerwall" angesprochen. Als man aber bei einer vorgenommenen Grabung keine römischen Scherben fand, erklärte man ihn als Sanddüne. Die Teilnehmer überzeugten sich an Ort und Stelle davon, daß es eine künstliche Anlage ist. Die Anlage des Niemen-Walles bildet im Zusammenhang mit dem Königsberg das gewaltige Bollwerk der Brukterer zur Verteidigung des westlichen Einfalltores an der Lippeforte, die der gefährdetste Punkt des Bruktererlandes war.

Volkskundliches Schulungslager in Schlesien. Das Zentralinstitut für Erziehung und Unterricht veranstaltet im Einvernehmen mit dem Pr. Ministerium für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung in der Woche vom 1.—7. Oktober 1934 im Jugendhof Hassitz vor Glatz ein volkskundliches Schulungslager für junge Lehrer und Lehrerinnen.

Das Lager steht unter dem Protektorat von Herrn Min.-Rat Prof. Dr. Bargheer. Die Leitung hat Prof. Dr. Freudenthal, Direktor der H. f. L., Hirschberg, übernommen. Ihre Mitarbeit haben u. a. Min.-Rat. Prof. Dr. Bargheer, Dr. Strobel vom Stabsamt des Reichsbauernführers sowie die Hochschuldozenten Menzel und Seidensticker zugesagt.

Der Unkostenbeitrag beträgt 15 RM. Rückfragen und Anmeldungen sind umgehend an das Zentralinstitut für Erziehung und Unterricht, Berlin W 35, Potsdamer Straße 120, zu richten.

„Wie soll groß denken, wem sich nie der raumgreifende Adler über Felsgebirgen zeigt, noch der Schnee auf ewigen Höhen und nicht der Heerzug der Gestirne über den blauen Meeren!"

Rudolf Paulsen.

Germanien

Monatshefte für Vorgeschichte zur Erkenntnis deutschen Wesens

1934 Oktober / Gilbhart Heft 10

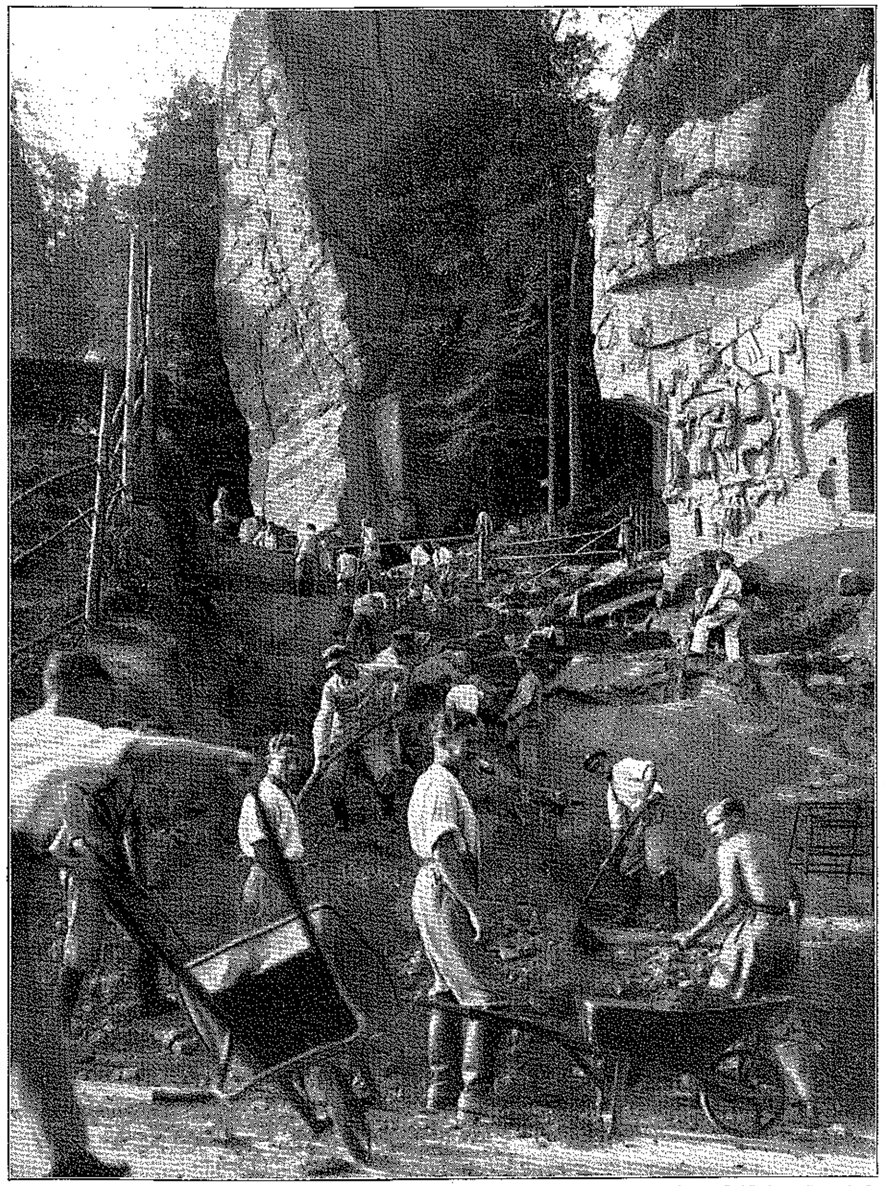
Grundsätzliches zur Frage der Externsteine (3. Teil)

Die Kreuzabnahme

Von Arendt Franssen

Mit 5 Abbildungen

Die Kreuzabnahme, das große aus dem anstehenden Felsen gemeißelte Bild, ist an den Externsteinen das menschliche Werk, welches den christlich-sakralen Zeitabschnitt nach außen zum Ausdruck bringt. Es ist die früheste Großplastik Deutschlands und der erste, aber glänzend gelöste Versuch einer mehrfigurigen, überlebensgroßen Komposition, die für ihre Zeit, besonders in den stillen Wäldern des Teutoburger Waldes, geradezu als Wunderwerk gewirkt haben muß. Aber auch heute noch übt dieses erhabene Kunstwerk einen Zauber aus, dem sich der unvoreingenommene Beschauer nicht entziehen kann. Als Entstehungszeit des gesamten Hochbildes (oberer und unterer Teil) kann mit Recht das 12. Jahrhundert angesehen werden. Dem harten Teutoburger Sandstein verdanken wir den guten Erhaltungszustand der Plastik; aber auch die geschlossene, werkstoffbedingte technische Ausführung der Figuren, die ein Hinterarbeiten der Formen streng vermied, hat sehr viel dazu beigetragen. Nur dort, wo der Künstler dieses strenge Gesetz der Reliefplastik verließ, hatten Frost und Näsße Angriffsmöglichkeiten, und so sehen wir denn auch diese hinter- und unterarbeiteten Stellen sowohl im oberen wie unteren Relief restlos vergangen. Es fehlen sämtliche freigearbeiteten Teile des Kunstwerkes (Abb. 2). Es fehlen der Kopf und eine Hand der Maria, ein Arm und teilweise die Unterschenkel der Christusfigur, ein Arm und beide Beine des Nikodemus (Figur auf der „Irminsul"), ferner von der Figur des Josef von Arimathia ein Bein gänzlich, während das zweite sehr stark vergangen ist, und das Köpfchen des Kindes im Arm Gottvaters. Am unteren Relief fehlen ebenfalls sämtliche freigearbeiteten Teile, so zwei Arme und mehrere Stücke des Schlangenkörpers des Drachen. Die Bruchflächen der gänzlich oder teilweise zerstörten Glieder (um solche handelt es sich ja fast ausnahmslos) sind sämtliche Flächen, wie sie typisch beim Abspringen von Gesteinsstücken durch Naturkräfte entstehen. Es sind



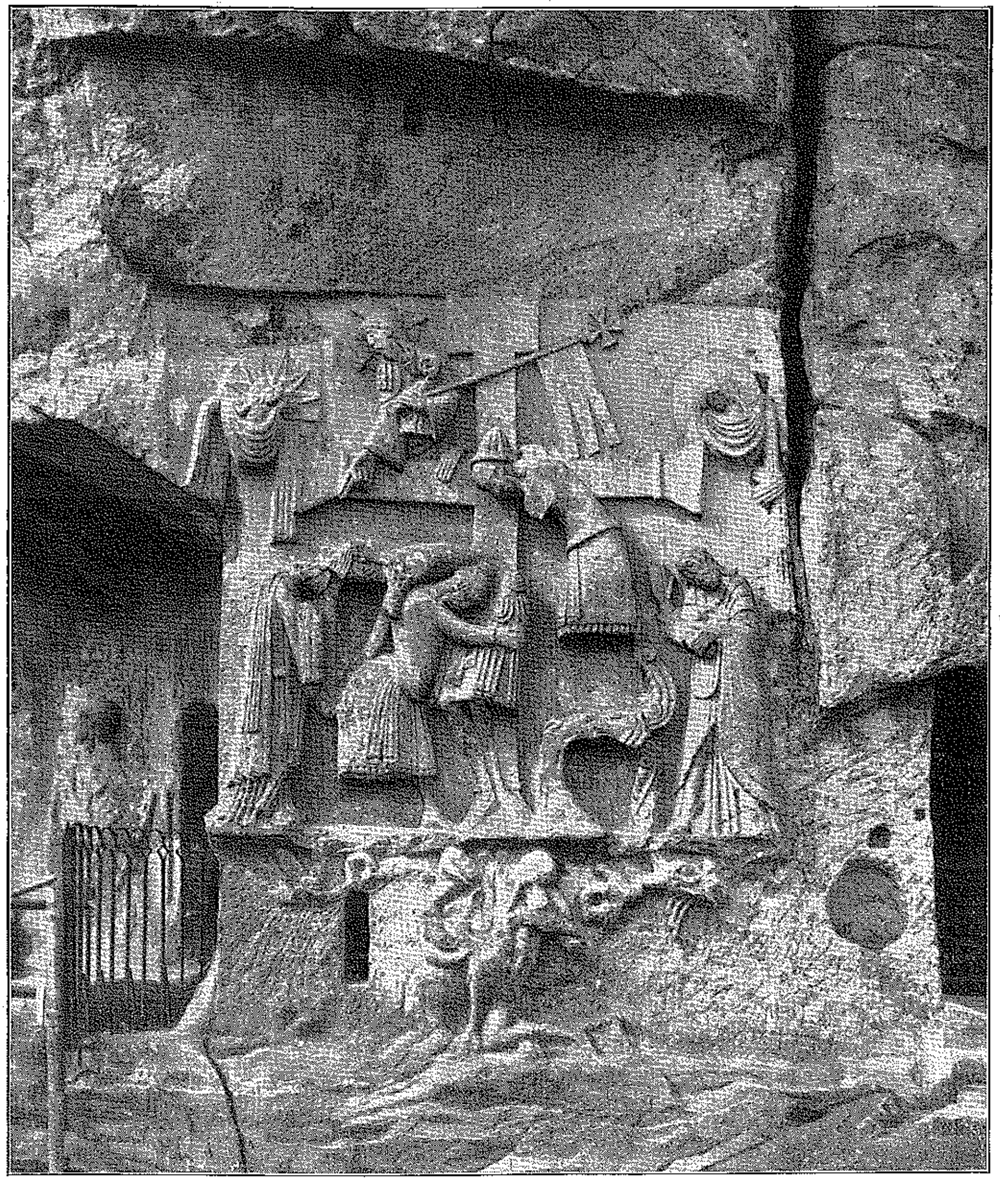
Aufn. Photohaus Schönlau, Horn i. L.

Abb. 1. Das Ausgrabungsgelände zwischen dem Felsengrab und der Kreuzabnahme; Männer des Arbeitsdienstlagers Schlangen bei der Arbeit.

am Relief *nirgends Spuren gewaltsamer Zerstörung, sondern alle Bruchstellen finden durch den natürlichen Verwitterungsvorgang ihre Erklärung.* Eine mutwillige Zertrümmerung hätte sehr wahrscheinlich den einen oder anderen falsch geführten Hieb oder Schlag in der Nähe der zerstörten Reliefteile zeigen müssen. Ferner ist unbedingt anzunehmen, daß gewollte Zerstörung sich in erster Linie gegen die Köpfe des Bildwerkes gerichtet hätte. Die innere Größe dieses Kunstwerkes hat aber wohl zu allen Zeiten Frevlerhände ferngehalten. Die stärkere Verwitterung des unteren Reliefs, die jedem Beschauer auffällt, ist bedingt durch die ständige Bodennässe, vor allem aber durch eine weichere Steinpartie, die sich von unten

schräg nach oben in das obere Bild fortsetzt (Christusbeine und Standflächen der Figuren). Dieser so verschiedene Erhaltungszustand der beiden Bildwerke hat die Vermutung aufkommen lassen, die Reliefs seien nicht gleichaltrig und das untere sei bedeutend älter. *Dies ist jedoch nicht der Fall. Beide Teile sind gleichen Alters und gleichzeitig geschaffen. Die Ausführung und Technik ist im ganzen Werke einheitlich,* trotz großer Verschiedenheiten im Eindruck und in den geistigen Hintergründen, wie wir sehen werden. Der obere Teil ist nur in späterer Zeit, zuletzt von Ernst von Bandel, dem Schöpfer des Hermannsdenkmals überarbeitet, wie urkundlich belegt ist. Wenn auch, wie gerade von der Bandelschen Arbeit berichtet wird, nur eine Reinigung von Flechten und Moosen stattgefunden hat, so ist das doch gleichbedeutend mit einer Glättung der Oberfläche. Denn die Flechten und Moose haften gerade diesem Sandstein so fest an, daß man sie, wie mir meine Forschungsarbeiten und Untersuchungen gezeigt haben, nur durch kräftiges Schaben mit dem Eisenmeißel entfernen kann. Beim Überprüfen und Vergleichen der Technik am gesamten Bilde fand ich im oberen Teil, vor allem links oberhalb der Maria, größere und kleinere Partien, die von der späteren Überarbeitung verschont geblieben sind. *Und gerade diese Flächen sind in Art des Meißelhiebes und der Meißelführung genau so gearbeitet, wie bei dem unteren Teil, ja es ist vor allem die Meißelführung so gleichartig, daß man für die Ausführung des oberen wie des unteren Reliefteiles auf denselben Künstler schließen muß* (Abb. 4). Und doch ist bei der Größe der Plastik die Annahme, daß auch mehrere Gehilfen daran mitgeschafft haben, berechtigt, nur wird der führende Künstler die gesamte Oberfläche der Einheitlichkeit und der letzten feinsten Formgebung wegen selbst gearbeitet haben. Alle Feststellungen lassen also nur eine einheitliche und gleichzeitige Entstehung des gesamten Bildwerkes zu.

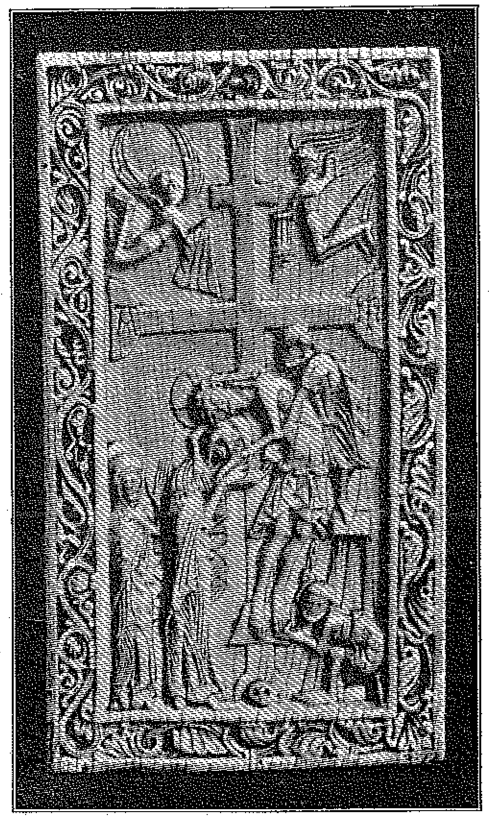
Den wirklichen Kunstkenner wird aber der schlechtere Erhaltungszustand des unteren Reliefs nicht zur Feststellung eines bedeutend höheren Alters für diesen Teil verleiten, vielmehr wird es die vollständig andere Formensprache sein, die ihn darauf schließen lassen könnte, daß der untere Teil des Reliefs von einem anderen Künstler und zu anderer Zeit geschaffen wurde. Spricht bei dem oberen Relief aus jeder Figur, aus jeder Einzelheit die byzantinisch-romanische Formensprache und ist es auch ganz aus diesem Geiste geschaffen, so ist die Formgebung des unteren Bildwerkes in ihrem Grundton barock, und zwar Barock der antiken Verfallszeit. Aber hier klingt nordische freie Gestaltungskraft durch und hat sich nicht wie im oberen Teil angstvoll an Gegebenes gehalten. Darüber täuschen Kleinigkeiten, die bei beiden Teilen gleichgestaltet sind, nicht hinweg, wie etwa die gleichlaufenden Falten des Halstuches bei der weiblichen Figur auf dem Sockelbild und bei der Maria auf dem Hauptbild. Es sind nur weitere Beweise der gleichzeitigen Entstehung. Die Erklärung für diese Verschiedenheit der Formsprache, die das Kunstwerk nicht einheitlich, nicht aus einem Guß erscheinen läßt, ist wohl darin zu suchen, daß der oder die Gestalter der Kreuzabnahme keine nach Eigenem schaffenden Künstler gewesen sind, sondern daß zwei Vorbilder zugrunde gelegen haben, zwei Modelle, nach denen geschafft worden ist. Für das Hauptbild dürfte ohne Zweifel ein kleines Elfenbeinrelief das Vorbild gewesen sein, wie diese frühe Zeit sie liebte und zu so reicher Blüte gebracht hat. Denn nur die aus der Schnitztechnik bedingte Gestaltung der Form, vor allem der Köpfe und der Gewandung ist dadurch erklärlich. Nur geschnitzte und gemeißelte Falten nehmen auf Grund des benutzten Werkstoffs solche Formen an. (Vgl. Abb. 2 und Abb. 3.) Immer ist es dieselbe strenge Linienführung. Aber die Übertragung in das Großrelief nach einem kleinen Modell bringt auch die Erklärung für die Fehler der Balkenführung bei dem Kreuz, d. h. für die Verschiebungen der einzelnen Kreuzesteile gegeneinander (Abb. 2). Denn die beim kleinen Modell kaum wahrnehm-



Aufn. Photohaus Schönlau Horn i. L.

Abb. 2. Die Kreuzabnahme. Die Aufnahme zeigt das Bildwerk erstmalig ohne das bisher störende eiserne Gitter.

baren Fehler werden beim Punktieren (übertragen mit drei Zirkeln) zwangsläufig vergrößert und vergröbert. Es ist eine jedem Plastiker bekannte Tatsache, wie schwer es ist, übertragene Fehler später wieder zurechtzurücken; besonders bei geraden Linien, wie sie die Kreuzbalken bilden, ist es eine Unmöglichkeit. Die oft ausgesprochene Ansicht, das gesamte Bildwerk weiche nach oben zurück, ist eine optische Täuschung, hervorgerufen durch die stumpfwinklig zum Bildwerk stehende große Fläche oberhalb des Reliefs, die zum Schutze gegen herabströmendes Wasser in eine Wassernase (Wassertropfer) übergeht und nach rechts abfällt (Abb. 2). In Wirklichkeit neigt sich das Bildwerk um einige Zentimeter nach vorn.



Nach Fuchs, Im Streit um die Externsteine

Abb. 3. Elfenbeintafel, Kreuzabnahme 11. bis 12. Jahrhundert. Urstück im Viktoria- und Albertmuseum in London.

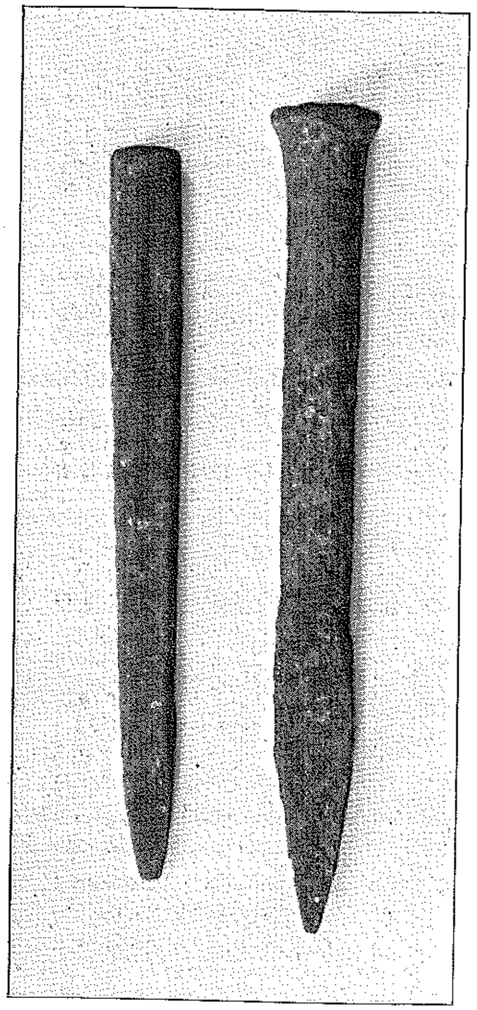
Ehemals ist die Kreuzabnahme durch ein Holzdach (Vorbau) geschützt gewesen. Darauf lassen ein mäßig und drei gut erhaltene Balkenlöcher schließen. Für einen Dachvorbau, der etwa eine vorgebaute Kapelle bedeckte, gab die Bodenforschung vor der Kreuzabnahme keine Anhaltspunkte. Etwaige Grundmauerreste oder Pfostenlöcher waren nicht erkennbar, da der Boden vor der Kreuzabnahme in seinen oberen Schichten im Laufe der letzten Jahrhunderte dauernd umgelagert worden ist und so sämtliche vielleicht noch vorhanden gewesenen Reste zerstört wurden.

Ein Eingehen auf den religiösen Inhalt des Kreuzabnahmebildes (Abb. 2) ist hier nicht am Platze. Seine Sprache ist klar und eindeutig und jedem verständlich. Kleine Eigentümlichkeiten, wie etwa die die anderen Figuren überragende Größe des Christuskörpers (als Hauptfigur) oder die vollkommen gleiche Gestaltung der Gesichtszüge von Gott Vater (Halbfigur oberhalb des linken Kreuzbalkens) und Christus finden ihre Erklärung restlos in der Art des Kunstschaffens des Mittelalters.

Eines aber findet im Kunstschaffen dieser Zeit keine Erklärung, das ist der eigentümliche Gegenstand, auf dem die Nikodemusfigur steht. Da dieses Gebilde namentlich in der letzten Zeit sehr beachtet ist, kann es auch hier nicht umgangen werden. Dadurch, daß dieser sog. „Stuhl" heute ohne Verbindung mit der oberhalb befindlichen Nikodemusfigur infolge des Fehlens der Beine ist, fällt seine merkwürdige Form besonders auf (Abb. 2). Es bedarf nicht langer Umschweife. Wohl jedem Besucher der Externsteine und jedem Leser dieser Zeitschrift ist bekannt, daß dieses Gebilde als die **Nachbildung einer Irminsul, und zwar der, die auf den Externsteinen gethront hat, angesprochen wird** (Abb. 5). Gegen diese Deutung sind nun einige Gegengründe angeführt worden, besonders durch Prof. Dr. A. **Fuchs**, Paderborn. In seinem Buch „Im Streite um die Externsteine" hat er der Kreuzabnahme eine längere ausführliche Abhandlung gewidmet, worin er in erster Linie dieses Gebilde („Irminsul") behandelt, und die mit der vollständigen Ablehnung der Deutung, daß das ornamentale Gebilde eine Irminsuldarstellung sei, endet. Eine Erklärung dafür findet **Fuchs** in den Formen des Kunstschaffens des Mittelalters. Ich würde nun keine Veranlassung haben, mich mit den Gegengründen, die Prof. **Fuchs** anführt, auseinanderzusetzen, wenn nicht meine Forschungsarbeiten an den Felsen, vor allem am Felsen II, die mich zur glücklichen Auffindung des lange gesuchten Irminsulstandortes führten, einfach dazu zwingen würden. Denn durch diese Auffindung, die das frühere Vorhandensein einer Irminsul auf den Externsteinen bestätigt, ist die Frage naheliegend, ob sich weitere Spuren dieses unsern Vorfahren heiligen Symbols an den Felsen erhalten haben

und ob sich vielleicht Aufschluß über seine Gestaltung finden läßt. Hinzu kam, daß mir bedeutsame Bodenfunde in tieferen Schichten vor der Kreuzabnahme den Platz, an dem sich dieses Bildwerk samt der Kreuzabnahme befindet, als den Germanen besonders wichtig erscheinen ließ, zwei Beweggründe, die diese Auseinandersetzung mit den Einwänden, die gegen die Deutung des sonderbaren Gebildes auf der Kreuzabnahme als Irminsul erhoben worden sind, rechtfertigen.

Vorweg sei gesagt, daß an einem so großen erhabenen Werk, wie es die Kreuzabnahme ist, nichts gestaltet und gearbeitet ist, das nicht den Wünschen der Auftraggeber entsprach. Der oder die Auftraggeber werden jede, auch die kleinste Kleinigkeit, bis in alle Einzelheiten mit dem Künstler besprochen haben, wie das bei einer solchen großen Arbeit noch heute eine Selbstverständlichkeit ist. So sehen wir denn auch das ganze Kunstwerk nach tiefen religiösen Gedanken aufgebaut, von denen Prof. Fuchs mit Recht sagt: „Es vermittelt uns einen großen und tiefen Inhalt, es stellt eine Zusammenfassung des göttlichen Heilsplanes und des ganzen Erlösungswerkes dar, beginnend mit dem Hinweis auf den Fall der Stammeltern[1] (unteres Relief), als Hauptthema eindringlich predigend die große Opfertat des Erlösers, ausklingend in der Andeutung seines Triumphes über Tod und Teufel." So müssen wir denn auch den Gegenstand, auf dem Nikodemus steht, als bewußt so gewollt und gestaltet ansehen. Warum und woher nun dieses absonderliche Gebilde? Fuchs sagt selber: „Beim Entwurf seines Reliefs wäre er (der Künstler) ganz auf sich gestellt, kaum auf diese Idee gekommen", und wir können hinzufügen: „niemals".



Aufn. Lipp. Landesmuseum

Abb. 4. Zwei sehr gut erhaltene Eisenmeißel (Spitzeisen), die vor der Kreuzabnahme im Steinschutt gefunden wurden. Mit größter Wahrscheinlichkeit sind die Meißel bei der Schaffung des Bildwerks als Werkzeug benutzt worden.

Es sollen nun hier keine weiteren Ausführungen darüber folgen, daß dieses Gebilde eine Irminsuldarstellung ist, und wie diese Darstellung nach der kultischen Seite hin ausgedeutet werden muß. Dessen bedarf es nicht. In „Germanien" ist dieser Andeutung schon so manche wertvolle Ausführung gewidmet worden; ich verweise nur auf die einleuchtende Arbeit von Eugen Weiß, Cannstatt-Stuttgart, „Die Irminsäule" (Germanien, Jahrg. 1, Heft 2 und 3, 1929). Es soll deshalb nur auf die Einwände gegen eine Deutung als Irminsul eingegangen werden.

Hierzu ist es aber nötig, zunächst die Ergebnisse der Grabung vor dem Kreuzabnahmebild heranzuziehen, da sie manches in anderem Lichte erscheinen lassen. (Fortf. folgt).

[1] Es ist doch sehr die Frage, ob es sich um Adam und Eva handelt! (Schriftleitung.)



Aufn. Ferd. Düstersiek sen. Detmold

Abb. 5. Die niedergebeugte Irminsul auf dem großen Bildwerk der Kreuzabnahme an den Externsteinen.

Die Entwicklung der frühgermanischen Schmuckplastik

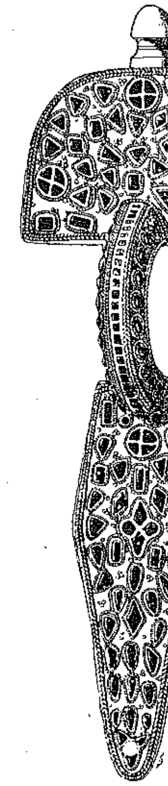
Von Dr. Hedwig Gollob, Wien

Zu den von der Kunstgeschichte stiefmütterlich behandelten Gebieten gehört besonders die altgermanische Kunst vor dem Jahre 1000. Es ist aber gewiß kein Zufall, daß wir uns mit diesen Zeugen der eigenen großen Vergangenheit so wenig vertraut machen können; denn wir haben einfach tatsächlich die seelische Einstellung verloren, um die Dinge zu verstehen, und es kommen bei einzelnen Versuchen meist ziemlich unhaltbare Ergebnisse heraus. Man geht eben von eigenen Anschauungen aus und beurteilt nach diesen starren Gesichtspunkten jene Erzeugnisse des Mittelalters. So will man gar nicht darauf Rücksicht nehmen, daß man falsche und wesensfremde Begriffe an die Erscheinungen heftet, welche ihnen ja ganz ferne liegen müssen. Die Gegenstände werden selbstverständlich auf unsere Fragen vollständig anders antworten und dies wird geradeso unverständlich sein, als wenn wir ein menschliches Wesen um Erkenntnisse ausfragen wollen, die es nie gehabt hatte. Eine solche Widersinnigkeit, mit welcher im frühen Mittelalter gerne gearbeitet wird, ist das Schlagwort der sogenannten „Tierornamentik". Ich muß aufrichtig gestehen, daß mir schon vom Standpunkte einer Betrachtung der seelischen Verfassung jener großen Völkerstämme der Gedanke, daß jene nur ein tierisches Gewimmel in der Welt sahen, ziemlich primitiv vorkommt, und ich glaube auch, daß von jenen hochangesehenen Gelehrten, die dieses Schlagwort eingeführt haben, die geschichtliche Erwägung des seelischen Teiles eben vernachlässigt wurde. Der Schluß solcher Untersuchungen war natürlich immer der, daß dieses Getier in einer höchst merkwürdigen Form und nur mit großer Phantasie ersichtlich war, an welche Tatsache dann noch womöglich der Gedanke angeknüpft wurde, daß eben die alten Germanen wahrscheinlich zu ungelehrig waren, um eine Tierform richtig darzustellen, und daß sie sich einfach bloß in dunklen Vorstellungen ihrer urmenschlichen Seelen bei künstlerischen Formen verloren haben. Dieser Hinweis kann genügen, wie weit solche Fehlschlüsse gezogen werden können. Alle jene Merkwürdigkeiten hatten ihre Ursache aber nur darin, daß man mit völliger Unkenntnis einer Weltanschauung gegenüberstand und sie selbst aber nicht zu Worte kommen ließ, auf daß sie sich offenbare.

Es ist gewiß begründet, daß sich unter den Kunstschätzen der frühgermanischen Zeit gerade die Schmuckplastik so reichlich zeigt. Es mag auch schon ihre besondere Ausstattung ein Beweis sein, daß es sich hier um Eigenheiten handelt, denen aus einem inneren künstlerischen Grunde größere Aufmerksamkeit zu widmen ist. Es ist ja eine auf allen wissenschaftlichen Gebieten gemachte Erfahrung, daß sich die Weltidee in immer wechselnder Folge diejenigen Werte herauswählt, in welchen sie ihr Wollen am geeignetsten verwirklichen kann. In der Entwicklung der Kunst wird es sich etwa so abspielen, daß, um nur in großen Umrissen zu sprechen, ein struktiv denkendes Zeitalter die Baukunst bevorzugen wird, während etwa ein optisch malerisches Empfinden auf Farbenwerte abzielen wird. An unserem künstlerischen Schmuckerbe aus den ersten christlichen Jahrhunderten erkennen wir, daß sie gar keinem tektonisch fühlenden Wesen entsprungen sind und selbst farbige Werte kommen immer nur in nebensächlich beabsichtigter Weise zur Geltung. Wir wissen heute, daß in diesen Zeiten überhaupt keine Formen im Sinne einer körperlichen Wertung angenommen werden dürfen, so daß es schon von diesem Standpunkte allein ganz unangebracht ist, in jenen Jahrhunderten von einer allgemeinen Tierornamentik zu sprechen. Für diesen Weltanschauungszustand ist aber sicherlich nicht bloß ein Vorstoß der christlichen Seelenlehre als tonangebend zu betrachten, sondern diese Religion traf sich mit einer vielleicht viel tiefer verwurzelten Volksphilosophie, welche in einer eigenen Art jenen von seelischen Kräften durchwoben gesehenen Weltbegriff gänzlich durchgeformt hatte.

Es ist also selbstverständlich, daß sich der Darstellungsstoff in der Kunst, von solchen Be-

dingungen ausgehend, aus einem Kreise von Vorstellungen zusammensetzen mußte, der jener Gedankenwelt entsprach. Es trat an Stelle körperlicher Wesen ein über ihnen stehendes, oder in ihnen wirkendes Walten seelischer Kräfte, etwas, das ins Künstlerische übertragen mit einer Verwandlung körperlicher Formendarstellung in eine Wiedergabe bewegender Kräftekompositionen gleichbedeutend ist. Wie ich in meiner Arbeit über die künstlerische Formengestaltung des mittelalterlichen Spiritualismus, Straßburg, E. Heitz, 1931, nachwies, äußert sich dieser Vorgang auf allen künstlerischen Gebieten in sehr bezeichnender Art; während aber die meisten Kunstzweige sich diesem Willen entsprechend umgestalten mußten, so scheint jener Zweig des Kunstgewerbes, mit welchem wir uns hier beschäftigen, dem Kräftebewegungsgedanken seine betonte Daseinsbedingung zu verdanken und in seiner Problematik dem genannten künstlerischen Wollen als Hauptdarstellungsform zu dienen. Dies ist ja auch der Grund zu meiner im vorangehenden gestellten Behauptung, daß das Auftreten und so zahlreiche Vorhandensein der altgermanischen Schmuckgebilde gewiß in der Kunstentwicklung dieser Jahrhunderte seine Ursache gehabt haben dürfte. Das Wesen der Bewegungskräfte hat in seinen Äußerlichkeiten bereits B. Salin in seinem Buch über die altgermanische Tierornamentik erkannt; freilich konnte er infolge seiner wissenschaftlich ganz anders gerichteten Grundlagen diesen Gedanken selbst nicht zur Geltung bringen und lenkte dadurch dann die Untersuchung in Bahnen, die nicht nur seine ursprüngliche lichtvolle Erkenntnis unfruchtbar machten, sondern auch dem Materiale Gedanken einer jenem Kunstvollen ferneliegenden Einstellung aufdrängten, so daß unbegreifliche Zeichnungen aus den Formen sich ergaben. B. Salin verlegt den Beginn der vollen Sichtbarkeit dieses Kunstwillens ins 3. Jahrhundert (vgl. Abb. 1) und es scheint diese Zeitansetzung vollkommen der Lage zu entsprechen, da wir auch in den übrigen Kunstzweigen auf diese Zeit rückschließen können und wir im 4. Jahrhundert bereits überall Werke vor Augen haben, welche von diesen Vorstellungen als Vorlage genommen neue Kunstgedanken gestalten. Der Zustand der ersten vollen Ausbildung jenes neuen Stiles zeigt sich in der altgermanischen Schmuckplastik in sehr bezeichnender Weise: Es sind körperlich gesehene Punktwerte, die in einer unverbundenen Form durch einen bestimmten Bewegungsrhythmus auf einem an und für sich schon als Bewegungskörper gesehenen Grunde aufgereiht sind. Es ist dies jener Gedanke, der für das 3. und 4. Jahrhundert in der Formengestaltung so ausschlaggebend ist und hier vielleicht am besten zum Ausdrucke gelangte. Wir müssen uns eben vorstellen, daß der übergeordnete Sinn eines leitenden Wesens die Masse, welche an und für sich etwas nur ihren eigenen Gesetzen körperlich-stofflicher Art Gehorchendes, Ruhendes ist, wie zu einzelnen Wassertropfen zerteilt hatte und alle Bindungen körperlicher Forderungen nach dem Gesetze des Stofflichen entfernt worden waren, damit jene geistigen Kräftegesetze in die unselbständigen Reste ordnend eingreifen können und ihnen eine geistige Bindung und dadurch auch eine neue Lebensberechtigung herstellen können. Es wäre natürlich ganz aufschlußreich, wenn man einmal den näheren Sinn jener geistigen Bindungen verfolgen würde. Zu einer solchen Spielart innerhalb der vielen Erscheinungen gehört das Punktekreisen um die alte, bereits im neuen Sinne als Aufgabe gelöste, körperliche Grundform, wie etwa bei den Gestalten des sogenannten



1

Abb. 1. Spangenfibel aus dem Goldfunde von Szilagy Somlyo; Völkerwanderungszeit. Etwa ½ der nat. Größe. — Museum zu Budapest.

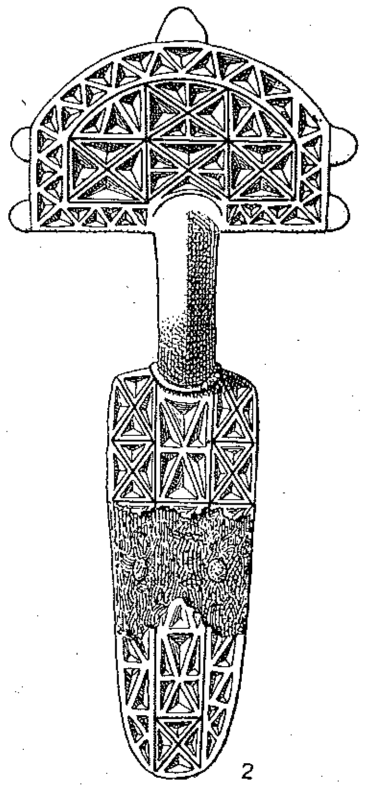


*Abb. 2. Spangenfibel aus dem Rheinland. Etwa ½ der nat. Größe. — Museum zu Bonn.

Torsberger Fundes, oder das Kreisen um Reste des zerfallenden körperlichen Vorstellungsgebildes. Die Überbleibsel jener körperlichen, aus ihrem Zusammenhange entwurzelten Dinge werden in den schweren körperlichen Farben des Schmelzes wiedergegeben, und wir erkennen an dem Gegensatze, welcher dadurch farbig hervortritt, daß sich auch die Farbe einem anderen Willen angleichen mußte, wenn sie die neuen geistigen Werte ausdrücken sollte und nicht bloß an den Vorstellungen des Alten gebunden bleiben wollte. Ihr bewegtes, schillerndes Spiel deutete ja schon auf ein Anschließen an den damaligen Zustand hinüber. Wie Abb. 2 vor Augen führt, kommt es auf einmal zu einem Zustande, in welchem jene Restkörper des Stofflichen vollständig von dem Gedanken des Bewegungswillens aufgesaugt werden und einfach das Richtungsgesträngе an sich übrigbleibt. Eine Begleiterscheinung dieser Entwicklungsstufe ist das Aufkommen des sogenannten Kristallschnittes. Mit jener Bezeichnung, die ich wegen ihres in dem wissenschaftlichen Schrifttume häufig wiederholten Gebrauches übernehme, wird aber in Wirklichkeit ein ziemlich wichtiges geistiges Wesen benannt, welches damit eine Abkehr von dem gedachten körperlichen Bewegungsspiele auch künstlerisch schildert, und die gesamte Darstellungsmasse bis in die innersten Gründe als geistige Bewegungseinheit sehen will. So gelangen wir in das strenge geistige Weltsehen der künstlerischen Formbewegung hinein, welches keinen körperlichen Begriff anerkennt. Von hier an können wir dann alle Einzelheiten eines ganz neu einsetzenden Wesens finden, welches an rein geistige Bedingungen sein Dasein anknüpft. Jetzt erscheinen die großartigen Gestaltungen der Bewegung, wie sie uns etwa in den berühmten Uppländer Funden (vgl. Abb. 3, 4, 5) so wertvolle Beispiele zeigen. Die geistige Masse wogt in Bewegungsspielen: Kräfte sammeln sich, scheinen sich zusammenzuballen und entströmen wieder nach mehreren Richtungen, wo sie auf Hemmungen treffen und Rückstauungen verursachen. Alles durchschneidet sich ohne körperlichen Widerstand. In diesen Bewegungskanon wird aber, wie es etwa an dem Kopfe aus Uppland ersichtlich ist, jede Erscheinung aufgelöst, und zwar sind die Forderungen der Bewegungskräfte dann dem Bildungsvorgang der Vorlage entsprechend angenommen. Selbstverständlich gelangen auch alle Bildvorstellungen der

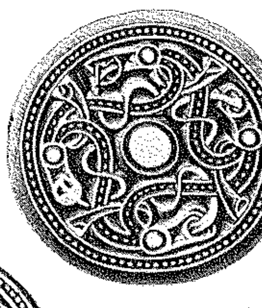
*Abb. 3. Helmzierat aus Uppland in Schweden. Nat. Größe. — Museum zu Stockholm.
*Abb. 4. Helmzierat aus Uppland in Schweden. Nat. Größe. — Museum zu Stockholm.
*Abb. 5. Metallbeschlag aus Uppland in Schweden. Etwa nat. Größe. — Museum zu Stockholm.
Abb. 6a. Lesbischer Bauschmuck der Antike. Stark verkleinert.
Abb. 6b. Altgermanischer Bauschmuck vom Grabmal Theoderichs in Ravenna. Stark verkleinert.
Abb. 6c. Altgermanischer Bauschmuck aus einer späteren Entwicklung des Grabmals Theoderichs. Stark verkleinert.
Abb. 7. Spangenfibel, gefunden in Lunde in Norwegen. Etwas verkleinert. — Museum zu Bergen.
*Abb. 8. Rundfibel aus Gotland in Schweden. Etwa ½ der nat. Größe. — Museum zu Stockholm.
*Abb. 9. Rundfibel aus Gotland in Schweden. Etwa ½ der nat. Größe. — In schottischem Privatbesitz zu Melrose.
*Abb. 10. Rundfibel aus Gotland in Schweden. Etwa ½ der nat. Größe. — Museum zu Stockholm.
*Abb. 11. Rundfibel aus Gotland in Schweden. Etwa ½ der nat. Größe. — Museum zu Stockholm.
Die mit * bezeichneten Abbildungen sind aus dem Werke von B. Salin, Altgermanische Tierornamentik, Stockholm 1904, mit Erlaubnis des Verfassers entnommen.



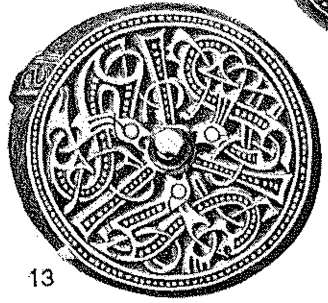
früheren Kunst in dieses Geschehen hinein; dafür haben wir einen sehr erkenntnisreichen Beleg an der Ornamentik des Theoderich-Grabmales erhalten (Abb. 6). Aus dem Kymmationmotive ist nur mehr die strenge Bewegungsform herausgenommen und diese stark bereichert und verstärkt zu Darstellung gebracht. Das Grabmal bietet uns damit einen bereits ziemlich zur Höhe gebrachten Zustand jenes Strebens, so daß wir einen Behelf haben, um damit das Jahrhundert seines Blühens und Wirkens feststellen zu können. Aus dem Gedankenkreise jenes Kunststiles entfaltet sich das so vielseitige Bewegunggestalten des 6. bis 9. Jahrhunderts (Abb. 7—16). Innerhalb seines Wirkens spielen sich allerhand Entwicklungsstufen und Wandlungen ab. Die Gesamtform erhält eine große Bewegungsfreiheit und geht der allgemeinen Bewegungsidee nach. Wie energisch stößt zum Beispiel jener aus winkelig zusammenlaufenden Kräfen seine Kraft erhaltende Keil in die Masse hinunter. Das Kopfende, welches in diesem Kunstkreise immer gleichbedeutend mit einem kraftvollen Bewegungsschlusse ist, vereinigt diesen Willen in allen seinen Linien in sich zusammen. Doch ist das Geschehen so gedacht, daß jener Keil selbst wie ein Blitz den Kopf trifft und infolgedessen einige zackige Kräfte nach rückwärts strahlen läßt; seitlich davon schäumen aufgewirbelte Bewegungswellen zurück und gestalten gerne an jenen Stellen, an welchen die eigene Bewegung ihre Richtung umändert, den Bewegungswirbel in der Knopf- oder Augenform. Die abgeleitete Bewegungskunst bleibt nun nicht auf diesem Standpunkte, sondern nach einer reichen Blütezeit, deren Erinnerungen wir etwa noch in dem „Book of Kells“ erkennen mögen, beginnt anscheinend gegen 700 eine neue Art der Kräfteverkörperung, die für die Zukunft sehr bedeutend wird (Abb. 12—15, 17). Es muß wohl schon vorher ein leichtes Selbständigwerden in den Kräftespannungen selbst erfolgt sein, indem die Energien der einzelnen Kräfteerscheinungen ausgebildet und gesondert wurden. Wir haben dies ja gerade an der letzten Figur gut gesehen, wie Pfeilkraft und Bewegungsschluß des Kopfes bereits in ihrem Aufeinanderwirken geschildert werden, etwas, das in der Uppländer Kunst noch gar nicht zu denken gewesen wäre. Es beginnen die Formen plastisch körperlich zu werden, bleiben aber vollständig in den alten bildlichen Grundbegriffen erhalten. Ihre Bewegungsmöglichkeiten steigern sich und nun werden vollends alle alten bildmäßigen Formen aufgegeben, die oft noch den Grund und den Rahmen für das Kräftespiel geboten hatten. Die gesamte Gestalt wird von der Bewegung der Grundgedanken hergestellt und so erhalten wir einen ungemein reichen Formenschatz, der sich gewöhnlich so verschieden gestaltet, daß man wenig Ähnlichkeiten untereinander findet, es wären denn solche, in denen Bewegungsgleichheiten liegen. Die Kräfte erhalten nicht nur ein in Bewegung gesteigertes Wesen, sondern diese bewegende Kraft ist gleichzeitig auch bauend. Enge mit diesem Vorgange verbunden zieht nun der geistige Raumvorstellungsbegriff ein, denn früher, als alles aus einem alles umfassenden Kräfteweben bestanden hatte, konnte kein Raumgedanke aufkommen, sondern erst die Verkörperlichung verlangt einen solchen, indem sich diese Kräfte ausspielen können. Nur ist dieser Raum ebenso allumfassend und nicht körperlich oder nach körperlichen Gesetzen meßbar, sondern es ist der geistig gedachte Allraum, in dem ohne körperliche Gesetze geistige Massen verkörperlicht, nach geistigem Willen wirken. Wir erkennen darum an diesen Kunstwerken sofort Raumlücken dort, wo die Gestalt der Kraft die

*Abb. 12. Rundfibel aus Gotland in Schweden. Etwa ½ der nat. Größe. — Museum zu Stockholm.
*Abb. 13. Dosenfibel aus Gotland in Schweden. Etwa ½ der nat. Größe. — Museum zu Stockholm.
*Abb. 14. Dosenfibel aus Gotland in Schweden. Etwa ½ der nat. Größe. — Museum zu Stockholm.
*Abb. 15. Dosenfibel aus Gotland in Schweden. Etwa ½ der nat. Größe. — Museum zu Stockholm.
*Abb. 16. Metallenes Ortband (Beschlag einer Schwertscheide). Etwa ½ der nat. Größe. — Museum zu Stockholm.
Abb. 17. Metallbeschlag aus Uppland in Schweden. — Etwa ½ der nat. Größe. Museum zu Stockholm.
*Abb. 18. Große Spange aus Ayrshire in Schottland. Etwa ½ der nat. Größe. — Museum zu Edinburg.

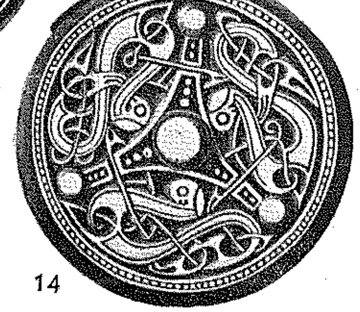
Die mit * bezeichneten Abbildungen sind aus dem Werke von B. Salin, Altgermanische Tierornamentik. Stockholm 1904, mit Erlaubnis des Verfassers entnommen.



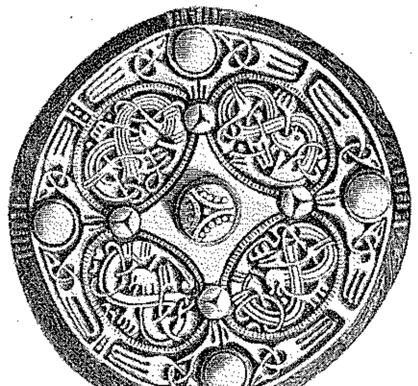
12



13



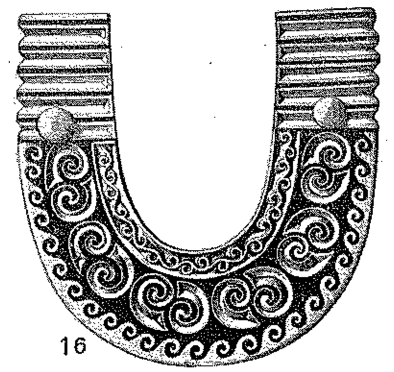
14



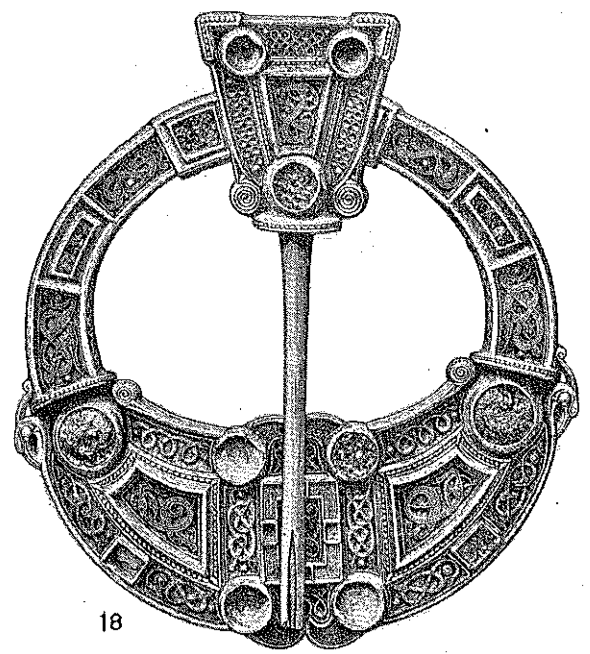
15



17



16



18

Form freiläßt, und dadurch wird uns für das Auge jener Unterschied gegen die frühere Kunst ersichtlich. Die Kräfteverkörperlichung bringt aber auch einen Ausbau der Formen auf Grund einer Verstärkung ihrer Kräftegedanken mit sich. Es entsteht in diesem Sinne eine Vielfältigkeit der Erscheinungen, die aber in ihren Einzelheiten auf bestimmte Grundbilder zurückzuleiten sind. Allmählich sind wir imstande, aus diesem Gestaltenreichtume eine immer mehr sich klärende Absicht herauszufühlen, die auf eine Kräfteabstufung abzielt. Es gestaltet sich das Bild nämlich derartig, daß bestimmte Hauptbewegungskörper die wichtigsten Formen schaffen, und aus ihnen laufen verbindende Nebenstränge aus, die aber für die Form des Hauptkörpers unbedingt notwendig sind, ebenso wie ein Spiel von Innenkörpern, das als: Bewegungsrippen, Bewegungsbänder, Bewegungskugeln usw. die neue Bewegung der Hauptgestalt leitet (Abb. 12, 13, 17). Gerade jene sich in ihren Wirkungen steigernden Innenkörper treiben die Formen zu ihrer vollsten plastischen Entwicklung. Der Gedanke der Kräfteabstufung vervollkommnet sich nun langsam, und wir kommen zu ganz eigenartigen Ergebnissen. Nicht nur, daß sich Nebenspiele und Kräftezusammenschlüsse bilden, sondern vor allem steigert sich die Masse der Formen bis zur höchsten Entfaltung, wofür uns die Osebergornamentik so wunderbare Beispiele liefert. Das nächste Ergebnis ist aber das Auftreten eines aus den verschiedenen Hauptbewegungsformen abgeleiteten, führenden und durch die ganze Darstellung laufenden Geflechtes von Baugedanken; diese führen zur Entstehung von leibhaften Kräftevereinigungen, die sich immer mehr von den übrigen reinen Bewegungskörpern freimachen und ein leicht abhängiges Sonderleben führen (Abb. 13, 14, 17). Dieser Zustand kann geradezu bis zu einem Widerspiele beider Elemente führen und endet schließlich damit, daß die Hauptgestaltungsrolle von jenen Baukräften übernommen wird und die reinen Bewegungskräfte in eine nebenrangige Einschachtelung gedrängt werden (Abb. 15 und 18). Sie verlieren dadurch aber sicherlich ihre Stellung und ihre Ausdrucksgewalt. Die erste Folge ihres nun erreichten Zustandes ist, daß sie jene so steigernden Innenkräfte abstoßen und die Formen in einem mehr äußerlichen Sinne ausschmücken. Die bauende Art überträgt sich aber bald auch auf sie, und dann treten sie in solchen Fällen aus ihrer bloß ausfüllenden Rolle heraus und bilden körperlich aufsitzende Gestalten ganz im Einklange mit der übrigen Bauweise. Es ist dies der Wikingerstil, welcher jenen Kunstwillen zur Schau bringt. Während sich nun für die Zukunft an jene Verflechtungen der Baukräfte neue künstlerische Möglichkeiten anknüpfen, die sehr aussichtsreich werden sollten, so kommt aber auch für die aus reinen Bewegungskräften entstandenen Bildformen ein neuer Entwicklungsgang zustande, weil an sie Gedanken herantreten, die sie in völlig neue Bahnen bringen sollten. Es war ja schon in Zeiten des beginnenden Willens zur Verkörperung ein gewisses Streben nach Schaffung von Formähnlichkeiten mit Naturkörpern vorhanden, nur bewegte sich dieser Gedanke immer in dem Sinne, daß diese Wesen verkörperte geistige Vorstellungen sein müssen. Als sich aber in der allgemeinen Weltanschauung immer mehr jener Gegensatz zwischen niedrigen und höheren Wirkungsgebieten geistig ausarbeitete, da wurde der Gedanke jener tieferstehenden Vorstellungen auf die alten Formen der Bewegungskörper übertragen, und man bildete sie zu Gestalten aus jener Welt. Sicherlich wird dieser Zusammenhang durch irgendwelche Überlegungen bedingt, welche mit jenen Bewegungskräften verbunden werden, deren Erkenntnis uns heute verlorengegangen ist und die wir nur mit Mühe verstehen lernen können. So erstehen auf einmal aus den alten Bewegungsformen phantastische Tiere und Zwitterdinge vor uns, die ganz deutlich mit bestimmten geistigen Wesenszügen behaftet sind. Wir sehen, daß sich diese Wesenheiten größeren Darstellungsgedanken einordnen, und finden sie in dieser Weise besonders gerne in der Bauplastik angewendet. Sie tauchen aber auch später immer wieder gerne auf, als ihre Formen schon mehr naturgetreu dargestellt werden, bis etwa in der Zeit der gotischen Grabplastik oder selbst noch in der Re-

naissancezeit. In Schilderungen jener niederen Machtbereiche des sogenannten Aberglaubens und der Hexendarstellungen kehren sie immer wieder, und eine bestimmte Art der Formenwiedergabe solcher Dinge begegnet uns bei den Bildern des Hieronymus Boschs, oder in den Phantastereien des Höllenbreughel; dabei müssen wir festlegen, daß sie eigentlich als altes Erbgut unseres germanischen Geistes auch auf manchen anderen Schaffensgebieten nie ganz verlorengegangen sind, wohl aber sich dem jeweiligen Weltauffassen angepaßt haben. Alles, was an solchen Wesenheiten noch lebt, geht auf geistige Vorstellungen zurück, welche ursprünglich ganz groß gesehen waren und denen jener niedrige Gedanke des Tierischen ehemals gänzlich gefehlt hatte. Sie waren einer ganz hohen, vornehmen Sittenwelt entsprungen, die aber längst dem Gedächtnisse entschwand. Eine Begriffsverschiebung hatte auch eine Veränderung des sittlichen Wertes an diese Formen gebunden.

So ist es im allgemeinen nicht schwierig, die Entwicklung dieser Kräftezusammenschlüsse zu verfolgen, jedoch gibt es innerhalb jener Gedankenanreihung einen ganzen Kreis von enge damit zusammenhängenden Sonderentwicklungen, die an und für sich sehr aufschlußreich und durch die gefundenen Kunstschätze wertvoll geworden sind. Ich will nur einige davon erwähnen, da sich ja die übrigen auch leicht an Hand jenes aufgezeigten Weges erklären lassen werden: Wir wissen, daß eine Reihe von Forschern verschiedene Versuche gemacht haben, die Entwicklung in starre Grundregeln zu zwingen, aber wie schon gesagt, haben alle diese Versuche an dem Fehler des Begriffes einer Tierornamentik gelitten und die Bestrebungen daher ergebnislos gemacht. Wir können zweierlei Verfahren unter jenen unterscheiden. (Ich schalte dabei alle jene Arbeiten aus, welche durch reine bildmäßige Zusammenstellung von Grundbegriffen und ihren Darstellungen ihre Schlüsse und Beobachtungen machten, da ich diese Methode für nicht künstlerisch vollberechtigt im wissenschaftlichen Sinne anerkennen kann.) Von diesen beiden Verfahren, die künstlerische geschichtliche Entwicklung als maßgebendes Werkzeug der Untersuchung ergreifen, reiht sich die eine an die Forschung Salins und will älteren und jüngeren Wendelstil, dann einen Jellingstil trennen. Die zweite Gruppe von Arbeiten, die mit den Ausgrabungen des Osebergschiffes einsetzt, will an Stelle dessen die Stilbezeichnung I, II, III vorschlagen; dabei decken sich diese Vorstellungen zwar im allgemeinen mit den ersten, nur greift ihre neue Art der Bezeichnung etwas weiter. Durch ihre für uns nicht maßgebende Grundeinstellung können wir sie beide schwer mit dem von uns aufgezeigten Entwicklungsgange in Einklang bringen, denn die dort verwendeten Erscheinungen stellen immer nur Einzelheiten in den Vordergrund, die aber gleich ohne Zusammenhänge untereinander bleiben müssen. Beiden Verfahren gemeinsam ist das Erkennen der Verkörperungen, und dies ist im Grunde genommen der Hauptanlaß zur Trennung zwischen dem älteren und jüngeren Wendelstile, die in der zweiten Gruppe als Stil II und III wiederkehren, aber beide Richtungen berücksichtigen diesen Unterschied nur im Sinne einer Tierbeschreibung und gehen also gar nicht auf das Wesen der hinter den Dingen liegenden künstlerischen Vorgänge ein. Wir dürfen darum leider aus diesen sonst so verdienstvollen Arbeiten keine Folgerungen entnehmen, da die Grundeinstellung nicht richtig ist.

Eine andere Frage, welche in diesem Zusammenhange immer aufgeworfen wird, ist die Zeitansetzung des ganzen Vorganges, der sich vor unseren Augen abspielt. Jener Stil II, oder der sogenannte ältere Wendelstil, der außer den Uppländer Funden noch einen guten Teil des Kräftespieles umfaßt, das sich zu verkörpern beginnt, wird in das 6. und 7. Jahrhundert verlegt, während der Stil III, oder der jüngere Wendelstil, bereits in der zweiten Hälfte des 8. und 9. Jahrhunderts gesucht wird. Im allgemeinen sind die Abgrenzungen bei diesen Versuchen sehr undeutlich. Auch der Gedanke eines südgermanischen, unkörperlichen Stiles der Karolingerzeit und eines körperlichen nordgermanischen Stiles wird in Erwägung gezogen. Hiebei werden wohl sehr verschiedene Erscheinungen in einen Topf geworfen, und ich möchte zur näheren Erklärung der Lage

auf die Studien in meinen Arbeiten über die Osebergornamentik und ferner auf die Schrift über die Grundzüge der künstlerischen Formengestaltung des Mittelalters, Straßburg, Heitz, 1931, verweisen. Für die Zeitansetzung selbst sind die Anhaltspunkte noch zu wenig vorgearbeitet, doch haben wir einige bekannte Dinge, die uns hierüber manches sagen können. So ist gewiß im 6. Jahrhundert die Entwicklung der Bewegungsausdruckskunst und die Zerstörung der körperlichen Naturform vollends durchgeführt; das beweist uns ja schon das Beispiel des Theoderichgrabmales in Ravenna, das uns in vieler Hinsicht gute künstlerische Erkenntnisse bietet. Als vorangehend sind also alle Stufen der körperlichen Formenauflösung anzunehmen, das läßt sich ja auch in den verschiedensten Arten nachweisen. Auf den daraus entstehenden reinen Bewegungs„expressionismus" mit der reichen Fülle seiner Zusammenstellungen folgt eine Stufe der Verkörperung jener Bewegungserscheinungen zu Bewegungskörpern, die aber noch lange Formen des reinen Bewegungswesens mit sich schleppen. Für die Zeitansetzung gibt uns dann seit dem 7. Jahrhunderte die Handschriftenornamentik einige Behelfe. Sind wir hier zwar auch mit vielen Lehrmeinungen im Kampfe, so bleiben dennoch Tatsachen genug übrig, die beweisen, daß schon um 700 das Körperkräftespiel im Gange ist. Die Ausbildung der Kräftekörperlichkeit und das deutliche Hervortreten der Baukräftegedanken ist im 8. Jahrhundert vollzogen worden, womit auch gleichzeitig die Kräfteabstufung Hand in Hand geht. Nehmen wir etwa als Vergleichsbeispiel das „Book of Kells" heran, so sehen wir dort allerdings noch in einem überreichen Formenschatze die bis zur barocksten Fülle ausgebildeten reinen Bewegungskörper vor uns, aber ihre, wenn auch meist unkörperliche Verwendung, dient doch schon dem Zwecke, Innenkörper für die großen Bewegungsformen zu schaffen, und nur an den Bewegungsausläufen dringen sie selbständig ausfließend in ihrer unkörperhaften Kraft hervor. An wenigen Stellen ersehen wir die Verkörperlichungen der Kräfte mit dem geistigen Raumbegriffe verwendet. Die Verkörperlichungserscheinungen sind fast überall in irgendeiner Form zu finden. Wir sehen hier schon, wie jene Elemente des späteren 8. Jahrhunderts langsam zu einem Zusammenspiele emporsteigen und miteinander verwachsen, bis es dann einige Jahre später in der Osebergornamentik zum offenen Kampfe und zum Siege der Baukräfte kommt. Wir können dies ebenso auch in den Bildern der Handschrift verfolgen. Nur möchte ich darauf hinweisen, daß hier manchmal bei Forschungen eine Absicht bemerkbar wird, die diese Vorgänge etwas zu stark in das 9. Jahrhundert vorschiebt, und ich glaube, daß man eher mit diesen Dingen etwas zurückgehen kann, obwohl wir mit ländlichen Rückständigkeiten ebenfalls rechnen müssen. Zu jener zuletzt erwähnten Erscheinung gehört auch das eigentümlich lange Ausleben des verkörperlichten Kräftebewegungsspieles mit seinen verschiedenen Eigenheiten im Norden, während in den mitteleuropäischen Gebieten der bauende Gedanke vorgeschoben wird. Dabei sehen wir ganz deutlich, wie im Norden der Gedanke der Baukräfte ebenso schöpferisch durchdringt, aber die Mischung scheint gleichsam eine andere zu ein. Es ist dies ähnlich, wie wir es in einem noch hartnäckigeren Sinne in der römischen Kunstwelt mit dem Abgleiten der alten körperlichen Kunstkulturen feststellen müssen, während schon an allen Pforten sich ein Bewegungsexpressionismus meldet und seine Vergleiche mit den früheren Formen eingeht, bis schließlich einmal der große Umschwung durchbricht. Hier spielen eben völkische Vorbedingungen herein, welche einen Kunststil dort blühen lassen, wo auch die seelische Grundstimmung am meisten für ihn geschaffen ist.

Ein solches äußerliches Weiterwirken der gesteigerten Bewegungskräfte erfolgt zum Beispiel im Borrestile, während der Jellingestil eine viel tiefere und allgemeinere Bedeutung hat. Man muß aber zwischen dem echten Jellingestile und den Zuschreibungen aus bildinhaltlichen Gründen einen Unterschied machen. Die Urformen schließen sich sehr enge mit der sogenannten Ringeriksgruppe zusammen und bestehen aus einer späteren Einzelstellung der Bewegungskräfte und ihrer Überreste in einer stark empfundenen Umgebungsvorstellung. Der darinnen lebende Bewegungskörper ist natürlich dem allgemeinen Kunststadium entsprechend mit Naturähnlichkeiten behaftet und enthält zwar in eingeschränkter Art, aber doch noch seine alten Elemente. So ist im Grunde genommen noch die alte Form des Kräftekörpers vor unseren Augen, jedoch das Ganze ist gar kein Kräftekörper mehr. Auch kein Zusammenhang mit dem Allkörper ist vorhanden, sondern die Figur ist innerhalb eines geistigen Umgebungsgedankens die Trägerin jener späteren Spannungsenergien geworden, welche für das 10. und 11. Jahrhundert so bezeichnend sind. Außerdem haben wir aber den Grundkörper zu jenen Fabelgestalten vor uns, die in der romanischen Kunst eine solche Rolle spielen sollten, als die Kräftevorstellungen von ihnen genommen und Eigenschaftsgedanken damit vereinigt wurden. Von dieser eben beschriebenen Lage unterscheidet sich im wesentlichen die Ornamentik der sogenannten Urnaesgruppe mit allen ihren Nebenformen nur um ein Geringes. Ein Unterschied besteht hauptsächlich nur darin, daß in deren Formenspiele die spannenden Kräfte bereits stärker herausgearbeitet sind und jene Spannungswesenheiten den Formen einen entsprechend strafferen Charakter geben. Es gelangt der Spannungsgedanke viel deutlicher hervor, gleichsam als hätten wir eine frühe Stufe zu jenen Spannungen der Mauerwerke vor uns, welche in der romanischen Baukunst eine so herrliche Entwicklung zur Frühgotik hervorrufen sollten. Selbstverständlich sind auch die Formen der Urnaesgruppe voll mit Naturnachahmungen, aber der bewegende Spannungsgedanke herrscht doch vor. Die Bewegungsringe sind hier zu Schenkel- und Achselringen geworden, und so sehen wir auch hier die ursprünglich anders verwendeten Urformen schon zu Ideenangleichungen in einem bestimmten Sinne verwandelt. Wir haben damit ein Beispiel jener vielen bildmäßigen Überbleibsel, die in einzelnen von den Hauptströmungen abgerückten Gegenden in allerdings sehr schöner Form sich noch lange Zeit erhalten konnten; diese Überreste wurden allerdings noch vollwertig genug empfunden, um die Grundzüge eines neuen Kunstwollens an sich selber durchzuarbeiten, während wir sonst meistens auch noch in viel späterer Zeit nur mehr Ornamentspielereien mit ihnen durchgeführt sehen können. Für solche Schaffenskreise vermochten sie wohl nicht mehr nutzbringende Gedanken erstehen zu lassen. Andere Willensbereiche schaffen sich andere Gestalten, die als Träger ihrer Vorstellungen an ihre Stelle treten.

Zur Verbreitung nordischen Geistesguts: Nordische Kunstformen in der ostasiatischen Zierkunst

Von Dr. Ella Runge

Unter chinesischer Zierkunst pflegt man sich die absonderliche Formenwelt vorzustellen, die zuerst zur Rokokozeit als Porzellan, in Stoffen und Kuriositäten bei uns eingeführt wurde. Als japanische Kunst schwebt uns etwa ein reizvolles Blumenstück vor, ein paar zierliche Zweige oder die schwungvoll erhaschte Bewegung eines Vogels. Beides wirkt sowohl untereinander sehr verschieden wie im Vergleich zu europäischen Kunstformen äußerst fremdartig. Lernt man das ostasiatische Kunsthandwerk aber näher kennen, so überrascht einen zweierlei: erstens, daß alles Japanische aus dem älteren Chinesischen sozusagen hervorgewachsen scheint, zweitens, daß in vielen Stücken eine auffallende Ähnlichkeit mit europäischen Kunstformen, und zwar besonders den alten, zu erkennen ist. Da gibt es Hakenkreuz, Jahresrad, Dreischenkel, Zauberknoten usw., außerdem Flächenmuster von teilweise verblüffender Ähnlichkeit mit nordischen, und endlich Runenklänge in den Schriftzeichen. Ich habe in den Abb. I bis III eine Gegenüberstellung entsprechender Motive

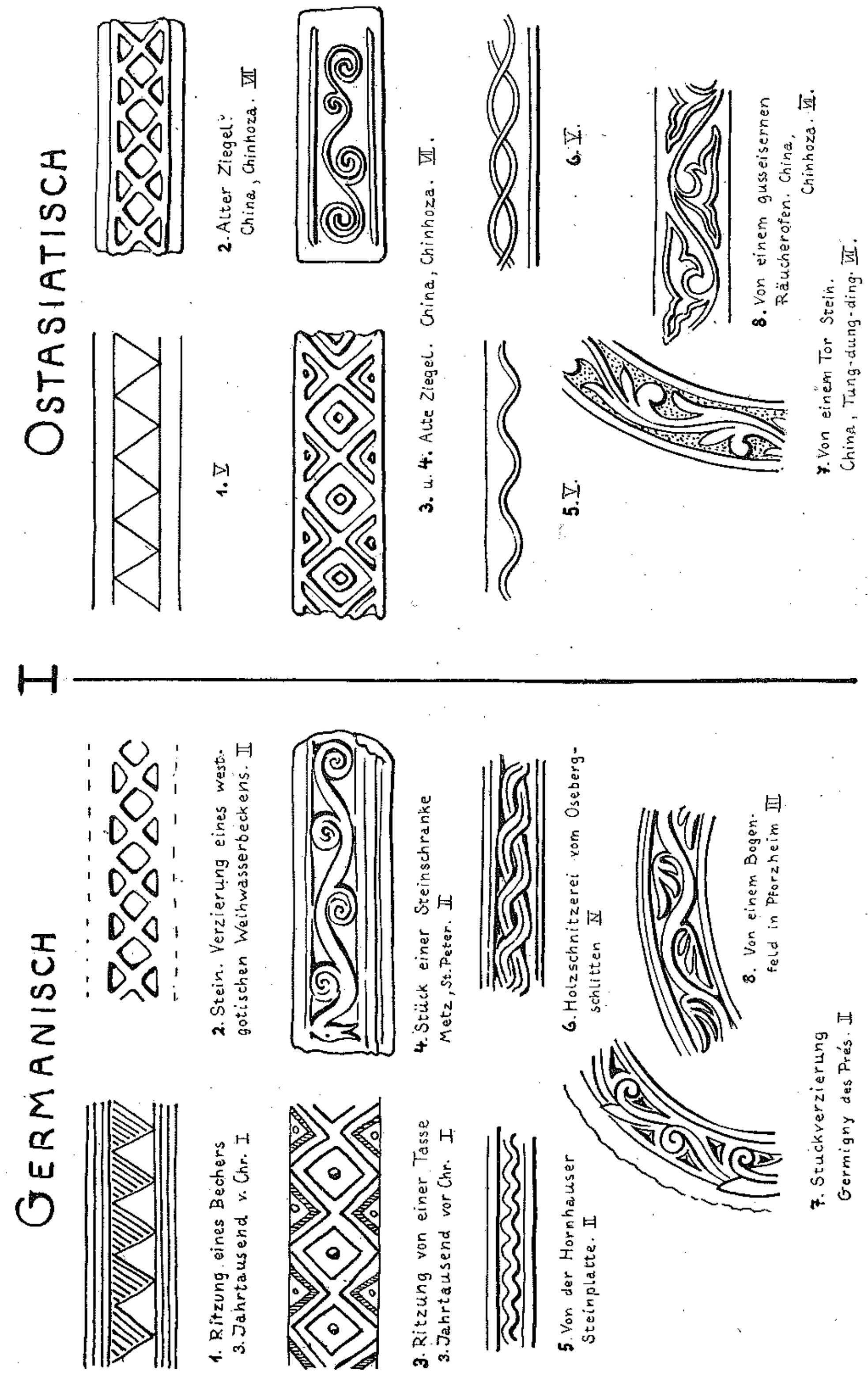
aus germanischer und ostasiatischer Kunst versucht. Ich entnahm die Abbildungen den folgenden Quellen, mit deren Zeichen ich sie versehen habe.

I bedeutet: nach Kossinna, Die Deutsche Vorgeschichte;
II bedeutet: nach Haupt, Die älteste Kunst ... der Germanen;
III bedeutet: nach Jung, Germanische Götter und Helden in christlicher Zeit;
IV bedeutet: nach Strasser, Die Nordgermanen;
V bedeutet: Entnahme aus einem Büchlein, das ich mir in Japan gekauft habe. Der japanische Titel bedeutet etwa „Alphabetische Wappensammlung“. Es enthält die meist runden japanischen Familienwappen, aber auch andere Muster, als Vorlagen für Handwerker, mit kurzen Erläuterungen. Eine japanische Studentin war so liebenswürdig, mir einen Teil des Textes zu übersetzen. Er vermittelte leider nichts über den Sinn der Muster, den sie sicherlich haben — oder gehabt haben! Die gebildete junge Dame wußte selbst auch nichts darüber, lebendig sind demnach die Überlieferungen in Japan nicht mehr.
VI bedeutet: Entnahme aus einem ähnlichen Büchlein, welches hauptsächlich Flächenmuster enthält;
VII bedeutet: selbstgesammelte Schmuckformen. Als ich sie aus reiner Liebhaberei vor etwa 20 Jahren gelegentlich einer Reise in Ostasien abzeichnete, wußte ich noch nichts von den jetzt vermuteten Zusammenhängen. Sonst könnte ich sicher noch viel schönere Belege beibringen.

Ich habe die Schmuckformen gänzlich ohne Rücksicht auf Alter, Fundort und Werkstoff, nur nach der Ähnlichkeit, zusammengestellt. Denn das Alter eines verzierten Gegenstandes gibt nur das Mindestalter der verwendeten Schmuckformen an, diese können sehr viel älter sein. Natürlich habe ich neuzeitliche Erzeugnisse nicht berücksichtigt.

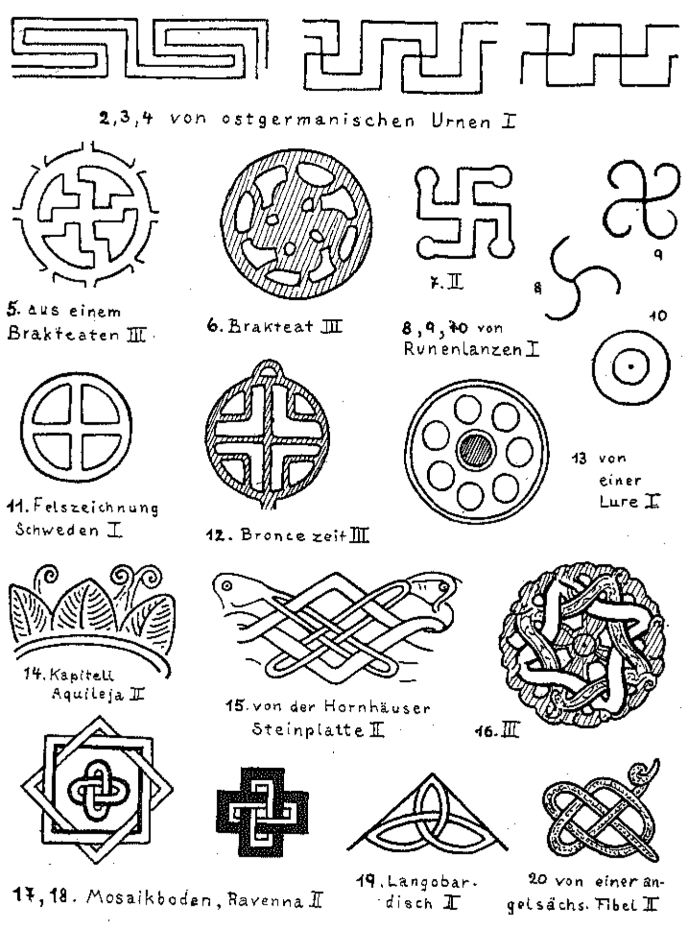
Die Muster stimmen meistens nicht ganz überein, lassen aber doch deutlich denselben Gedanken erkennen, z. B. Flechtwerk, dessen Zwischenräume Rosetten ausfüllen (III, 5), ineinander verschränkte Rechtecke (II, 15—18), im Winkel von etwa 30 Grad schwebende Rauten (III, 1) und andere. Die Stein- bzw. Holzschnitzereien III, 9 unterscheiden sich nur dadurch, daß der Schotte anscheinend ohne Hilfslinien aus dem Kopf gearbeitet hat, weswegen er bei dem verzwickten Muster ab und zu „herausgekommen“ ist, — was das Ganze übrigens eigentlich reizvoller macht als die beiden regelrechten japanischen Ausführungen. Die Zauberknoten II, 20 sind auch nicht ganz gleich, aber ist es nicht schon merkwürdig genug, daß überhaupt hier wie dort einer Schnurverschlingung heilbringende Kraft zugeschrieben wird? Solche Knoten werden in Japan noch heutigen Tages auf Glückwünschen und Geschenken angebracht, ebenso ist in Süddeutschland noch der Brauch lebendig, das Vieh durch Aufhängen von Strohgeschlingen vor Seuchen zu bewahren (Jung, German. Götter u. Helden).

Ein Austausch westeuropäischer und ostasiatischer Mustervorlagen kommt für nachchristliche Zeit — (abgesehen von der Neuzeit) — nicht in Frage, denn von solchen Beziehungen würde man wissen. Daß in verschiedenen Weltgegenden, in verschiedenen Lebensbedingungen, von verschiedenen Rassen, aus verschiedenem Werkstoff heraus rein zufällig Verzierungen von so weitgehender Übereinstimmung erfunden worden sein sollten, ist nicht wahrscheinlich. Eher haben beide nach gemeinsamen, uralten Überlieferungen gearbeitet. Scheint einem nun die Tatsache gleichen Ursprungs erwiesen, so erhebt sich die Frage, hat Asien Europa seine Formen beschert oder umgekehrt? Früher wäre diese Frage wahrscheinlich im Sinne des „ex oriente lux“ entschieden worden. Heute neigt man der gegenteiligen Ansicht zu, und für diese sind teilweise schon Beweise vorhanden. Das Hakenkreuz z. B. ist nachweislich im Laufe der ersten Jahrtausende vor Zw. über Persien und Indien im fernen Osten eingewandert. Im mittleren Europa ist es schon im dritten Jahrtausend vor Zw. belegt; daß es hier seinen Ursprung hat, dürfte wohl nicht zu bestreiten sein.

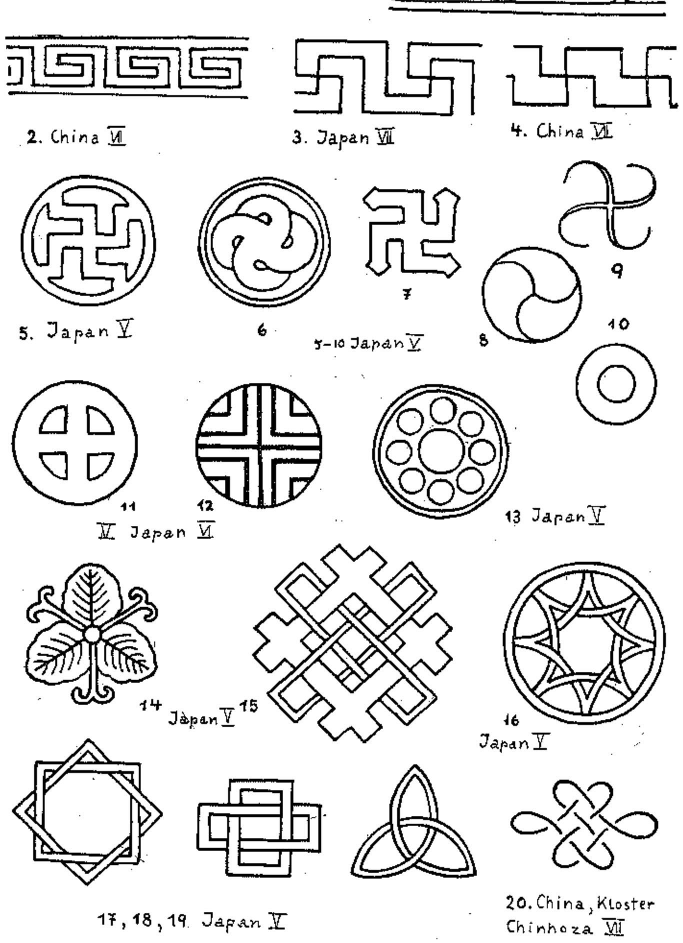


II

Germanisch

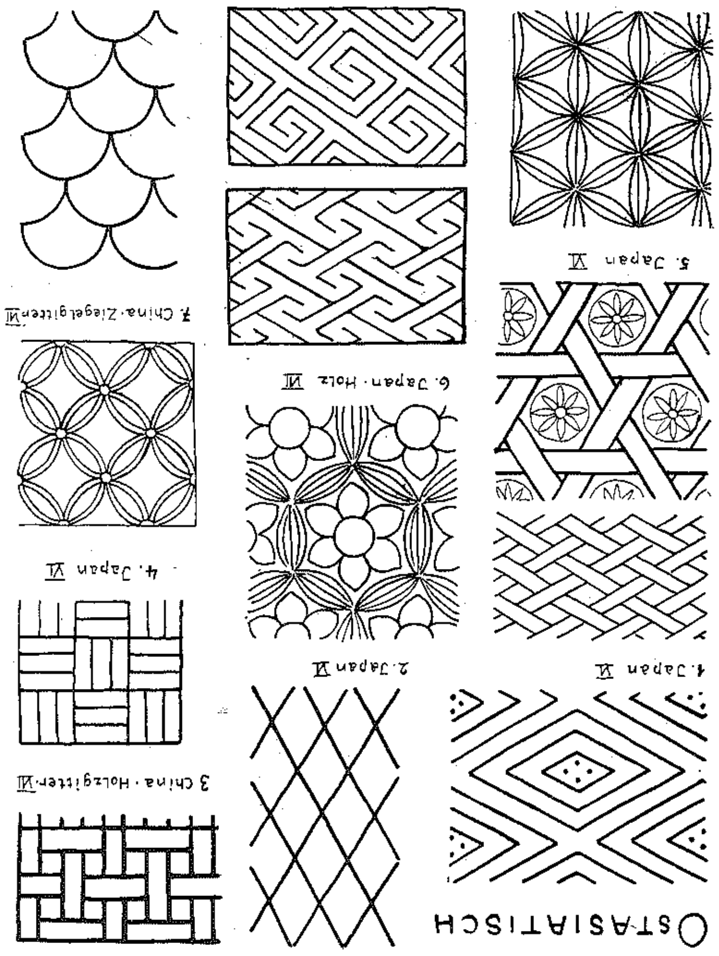


Ostasiatisch

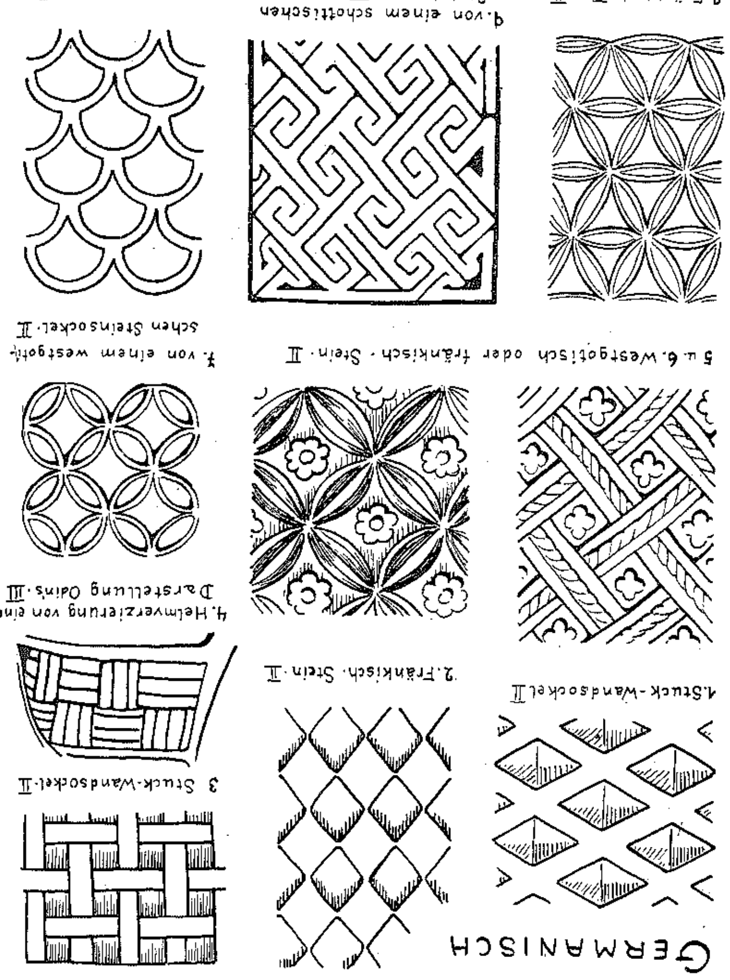


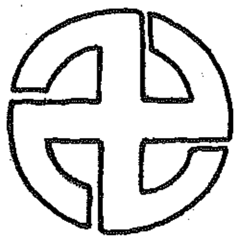
III

Ostasiatisch

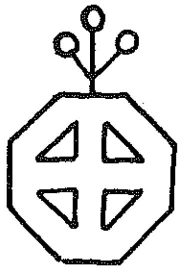


Germanisch

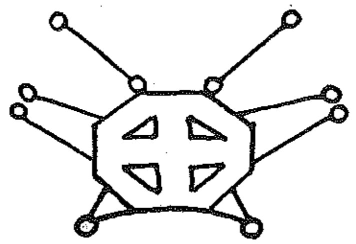




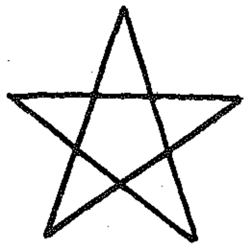
Aus dem Jahres-
rad entwickeltes
Hakenkreuz



Jahresrad mit Rune
des Armehebenden



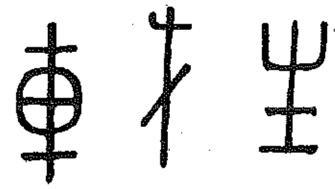
Jahresrad mit
Odinsrune



Drudenfuss



Anklang an die
3flammige Kerze



Altertümliche Schrift-
zeichen aus Namen

IV. AUS DER JAPANISCHEN WAPPENSAMMLUNG

Auch die griechisch-klassischen Motive sind zweifellos in Europa entstanden. Der Weg, den sie genommen haben, ist in neuerer Zeit durch die Forschungen Le Coq's klargestellt, der die Zwischenstationen in Asien auffand. Auch hat man in China als Grabbeigabe das Abbild eines makedonischen Kriegers gefunden, was die Annahme bestätigt, daß Abordnungen Alexanders bis dorthin vorgedrungen sind. Mindestens einer von ihnen muß in den Dienst eines chinesischen Vornehmen getreten sein und folgte später, dem Gebrauch gemäß, im Abbild dem toten Herrn ins Grab.

Das Auftreten g r i e c h i s c h e r Formen in China ist somit als Begleiterscheinung eines regen Handelsverkehrs allenfalls erklärlich, obwohl es schwerfällt sich vorzustellen, daß Handelsbeziehungen genügten, um die chinesische Kunst derartig mit abendländischen Formen zu durchdringen, wie es tatsächlich der Fall gewesen ist[1]. Völlig unzureichend wird aber die Erklärung der künstlerischen Befruchtung auf dem Handelswege von Hellas her bei denjenigen Motiven, die sich in der nordischen und ostasiatischen Kunst finden, in der griechischen aber fehlen. Das gilt z. B. für die Dreischenkel, die Zauberknoten, das Jahresrad und viele Flächenmuster. Auch die Ähnlichkeit japanischer alter Schriftzeichen mit bestimmten Runen ist auffallend (Abb. IV). Die einzige Erklärung dafür wäre die Annahme prähistorischer Einwanderung nordischer Stämme in Ostasien. Diesen Dingen ist die Vorgeschichtsforschung bereits auf der Spur. In Japan sollen in einer Höhle 500 prähistorische Skelette gefunden worden sein, welche alle hohen Wuchs und lange Schädel zeigen. Waren das vielleicht die Gesuchten?

[1] Zumal in einem Lande, dessen Verkehrsmittel noch heutigen Tages unglaublich primitiv sind. Wenige Stunden von der Küste gibt es Gegenden, in denen nur Fußpfade laufen; die Verkehrsmittel sind für den feinen Mann die Sänfte, für den kleinen Mann die Schiebkarre, Lasten werden getragen. Die „griechischen" Kunstformen findet man gleichwohl in den entlegensten Schlupfwinkeln.

Auch heutzutage kommen in Japan noch solche Menschen vor. Ich habe dort einen jungen Japaner gesehen, der groß und schmalköpfig war und von einem Adel der Bewegungen, um den ihn jeder europäische Prinz hätte beneiden können. Er gehörte dem wenig geachteten Stande der Schauspieler an, jonglierte z. B. auf der Straße. Er spielte in den historischen Stücken die jugendlichen Helden, wirkte also bemerkenswerterweise auch für den asiatischen Geschmack schön und vornehm! Das japanische Heldenvorbild ist übrigens auch in sittlicher Hinsicht von dem nordischen gar nicht sehr verschieden. Mut, Wehrhaftigkeit, unverbrüchliche Treue dem angestammten Herrn und dem gegebenen Wort kennzeichnen den Adligen. Der vorbildliche Chinese dagegen ist der wohlbeleibte Weise, der nach Lao-tse „wirkt, ohne zu handeln". Den heldenhaften Zug haben die Japaner demnach nicht von den Chinesen, sondern wo anders her.

Sicherlich wäre es sehr übertrieben, wollte man die Kulturleistungen des japanischen und gar des chinesischen Volkes einfach mit ihrem nordischen Einschlag erklären, — aber unsre Beobachtungen bringen doch einen neuen Beleg für die Behauptung, daß überall, wo hohe Kultur entstanden ist, die nordische Rasse irgendwie beteiligt gewesen ist.

Rufer im Streit

Nicht „oder", sondern „und"! — Irminsul und Christuskreuz. Die Mahnung, die Teudt in seinem Aufsatz in Heft 9, 1934, S. 260 und schon vorher Anfang August in der Presse aussprach, ist auf fruchtbaren Boden gefallen. Die „Germania", ein ausgesprochen katholisches Berliner Blatt, bespricht in ihrer Nr. 239 vom 30. August ausführlich die neuen Entdeckungen an den Externsteinen und kommt zu folgendem Schluß:

„Zusammengefaßt muß also gesagt werden, daß nicht nur die Möglichkeit, sondern nach den neuesten Feststellungen die Wahrscheinlichkeit einer vorchristlichen Benutzung der Externsteine besteht. Wenn dem aber so ist, so ist nicht zu begreifen, worum eigentlich der Streit geht. Denn daß Karl der Große das Sachsenland mit Feuer und Schwert verwüstet hat, wissen wir aus Einhard. Daß irgendwo dort die Irminsul gestanden haben muß, und daß sie von Karl dem Großen zertrümmert wurde, wissen wir aus demselben Einhard. Sollte sich also bewahrheiten, daß sich dieses Heiligtum der Sachsen auf den Externsteinen befand, so wäre unsere Kenntnis von der germanischen Vorgeschichte um ein bedeutendes vermehrt. Wir hätten dann allen Grund, uns darüber zu freuen. Unwiderleglich aber wissen wir auch, daß die Externsteine durch Jahrhunderte hindurch ein christliches Heiligtum gewesen sind und die bedeutendste Freiplastik Europas, eben die Kreuzabnahme, beherbergen.

Man sieht nicht ein, worum der erbitterte Streit der letzten Monate geht. Die Externsteine wären also einerseits der Standort der Irminsul gewesen und für alle, denen die Geschichte des eigenen Volkes eine Herzensangelegenheit ist, ein bedeutender Platz. Sie sind zudem für das christliche Volk lange Zeit ein Wallfahrtsort erster Ordnung gewesen und sind es für den Liebhaber christlicher Kunst bis auf den heutigen Tag. Warum in aller Welt sollten sich diese zwei oder drei Bestimmungen nicht vereinigen lassen?

Das Problem der Externsteine, ein hoch bedeutsames Problem der nationalen Wissenschaft, muß endlich aus einer ganz falschen kulturpolitischen Betrachtung herausgenommen und in die geschichtliche Sphäre der Erforschung unserer gesamten deutschen Vergangenheit zurückversetzt werden. Die großen Schlagworte: Christuskreuz o d e r Irminsul, mit denen man seit einiger Zeit dieses Problem zu einer Art Sensation gemacht hat, müssen verschwinden und einer ruhigeren Betrachtung Platz machen, auf daß sich an den ideellen Reichtümern der Externsteine das ganze deutsche Volk freuen kann."

Über die Heldendichtung der Germanen und über neue Wege ihrer Erforschung berichtet Prof. Dr. Fr. von der Leyen (Univ. Köln) in Nr. 26 der Zeitschrift „Forschungen und Fortschritte". Die kurze Arbeit zeigt manche sehr viel versprechende Ausblicke. „Jedenfalls aber ist die These, daß die Goten die germanische Heldendichtung geschaffen hätten, heute erschüttert, wie ja die Goten auch nicht mehr als Schöpfer der Runen gelten. Unzweifelhaft bleibt die Veredelung und Vertiefung der germanischen Heldendichtung durch die Goten, aber die Franken und die ingwäonischen meeranwohnenden Völker haben für die Anfänge unserer Heldendichtung eine Bedeutung, die früher die Forschung nicht sah und die uns nun immer mehr gewiß wird. In diesem Zusammenhang sei betont: Hans Kuhns neue Forschungen über die germanische Wortstellung (Paul und Braunes Beitr. 57, S. 2—108) zeigen, daß von den Liedern der Edda eine viel größere Zahl deutsche und niederdeutsche Herkunft voraussetzt, als man bisher annahm. Auch für die spätere Zeit, für das 9. und 10. Jahrhundert, wird Hans Kuhn die große Wichtigkeit der sächsischen und dänischen Heldendichtung aufdecken. Der urgermanische Besitz, in den wir die Lieder aus der Völkerwanderungszeit natürlich einschließen, wird vor unsern Augen immer reicher und mächtiger. Die Aufgabe der kommenden Forschung wird es sein, diesen Besitz in die ganze Kultur der germanischen Jahrhunderte zu stellen.

Bei der angelsächsischen Heldendichtung, insbesondere beim Beowulf, wird es wiederum nötig sein, die germanischen Elemente, sowohl die Ausblicke auf die dänischen Heldendichtungen als auch die Schilderung des germanischen Heldenlebens, in das rechte Licht zu rücken, denn sie sind Kern und Stern des Epos. Die christlichen und die antiken Elemente hat man in den letzten Jahrzehnten überwertet, sie sind nur eine leichte Übermalung. Dagegen finden sich in dem Bericht über die Kämpfe mit Grendel und seiner Mutter keltische Einwirkungen."

Das literarische Bild Karls im lateinischen Schrifttum des Mittelalters behandelt Prof. Dr. Paul Lehmann (Univ. München) in einem kurzen Ausblick auf seine ausführliche Untersuchung, die demnächst in den Sitzungsberichten der Bayerischen Akademie der Wissenschaften erscheint (Forschungen und Fortschritte, Nr. 26/1934, S. 318/19). Er führt aus, wie das für lange maßgebende Bild, das Einhard in seiner streng stilisierten antikischen Darstellung gezeichnet hat, allmählich, zunächst durch den St. Galler Mönch Notker Balbulus († 912), verklärt, aber auch immer unwahrscheinlicher ausgestaltet wird und wie die für Kaiser Friedrich Rotbart geschriebene Aachener Legende bewußt den Zweck verfolgt, die Anerkennung Karls als eines Heiligen zu erreichen. In der Folgezeit nehmen Fabeln und Legenden auch in ernsthaften Geschichtswerken immer mehr zu. Erst seit etwa 1500 gelingt es allmählich, Wahrheit und Dichtung zu scheiden. Lehmann behandelt, das muß gesagt werden, um nicht falsche Erwartungen zu erwecken, das Bild Karls, wie es sich im lateinischen Schrifttum des Mittelalters entwickelt hat; es handelt sich für ihn nicht um die Herausarbeitung der geschichtlichen Persönlichkeit.

Schätze der Scholle

Neue wertvolle vorgeschichtliche Baggerfunde aus der Unterweser. Schon in den Jahren 1926 bis 1930 wurden durch den damaligen Leiter des Naturhistorischen Museums zu Oldenburg, Professor von Buttel-Reepen, und seine Mitarbeiter anläßlich umfangreicher Baggerarbeiten im Fahrwasser der Unterweser wertvolle vorgeschichtliche Funde von den Aufspülplätzen geborgen. Trotz der Unbestimmtheit ihrer Lagerung, wie es ja bei Unterwasserbaggerungen bei 11 bis 14 Meter Tiefe der Fahrrinne ohne weiteres verständlich ist, haben sich diese Funde als wissenschaftlich außerordentlich wertvoll erwiesen. Um die unter diesen Funden befindlichen Runenknochen z. B. dürfte die gesamte übrige Fachwissenschaft das Oldenburger Naturhistorische Museum beneiden. Die Stücke gehören heute zu den wertvollsten der Sammlung des Oldenburger Museums und zu den kostbarsten Vermächtnissen der Vorzeit überhaupt.

Seit einigen Monaten haben die Bremer Bagger ihre Arbeit im Fahrwasser der Unterweser wieder aufgenommen. Das heraufgeholte Baggergut wird auf die verschiedenen Aufspülplätze entlang der Weser befördert. Dabei sind wiederum äußerst wertvolle Funde geborgen worden. In privatem Besitz dürften davon noch weit mehr vorhanden sein, als dem Oldenburger Museum bisher bekannt. Von den in das Museum eingelieferten Stücken findet besonderes Interesse ein menschliches Schädeldach mit noch stark ausgeprägten Augenwülsten und stark fliehender Stirn, also von großem Alter. Dies ist, mit zwei nicht im Oldenburger Museum befindlichen Schädelknochen, der sechste menschliche Skelettfund aus der unteren Weser. Da andere aus dieser Tiefe geborgene Werkzeuge mit Bestimmtheit der mittleren Steinzeit angehören (etwa 12 000 bis 4000 v. Chr.), darf man vermuten, daß man es bei diesen Funden mit den Resten der damals hier lebenden Bevölkerung zu tun hat. — Weiter gehört zu diesen Funden eine sehr gut erhaltene Hirschhornaxt, ein Großgerät aus dem Geweih des Edelhirsches, das offensichtlich aus der mittleren Steinzeit stammt, mit angeschliffener Schneide und gebohrtem Schaftloch. Unter den aus der Weser stammenden und bisher ins Museum eingelieferten fünf ähnlichen Stücken ist es das besterhaltene. All diese Gegenstände sind unter sich verschieden in Größe, Beschaffenheit des Materials und Art der Bearbeitung. Unter den aufgefundenen Tierknochen ist ein großer Stirnzapfen vom Auerochsen von etwa 60 Zentimeter Länge, der zweite in Oldenburg befindliche. Im Vergleich mit einem im Museum vorhandenen vollständigen Schädel muß das Gehörn dieses Tieres etwa 1 Meter Spannweite gehabt haben. Ein gleichfalls aufgefundener großer Halswirbelknochen (Atlas) dürfte auch vom Ur stammen. Die übrigen Knochenfundstücke konnten bis auf einen Schienbeinknochen des Torfrindes noch nicht bestimmt werden. Schließlich fand sich zu diesen neuen Stücken noch eine zweite Hirschgeweihaxt, die sehr gut erhalten ist und als Besonderheit interessante Bearbeitungsspuren aufweist.

Mit Rücksicht auf die außerordentliche Bedeutung solcher Funde hat das Naturhistorische Museum zu Oldenburg an die gesamte Bevölkerung der Wasserkante die dringende Bitte gerichtet, auf die Baggerfunde zu achten.

Hans Fr. Redelfs.

Der Bronzegießer von Rochlitz. Nördlich des Rochlitzer Berges, dessen Porphyr und Porphyrtuffe seit der vorgeschichtlichen Zeit zur Herstellung von Geräten, Mahlbecken und bis in die Gegenwart zu Werkstücken Verwendung fanden, liegen bis zu einer Dicke von über 25 Metern gehäuft eiszeitliche Kiese und Sande bei Biesern, Zaßlitz, Steudten, die von den Fr. W. Anackerschen Kies- und Sandwerken ausgebeutet wurden.

Diese Kiese und Sande bestehen nicht nur aus mehr oder weniger vom Wasser der Mulde gerollten Stücken, das sie aus dem Erzgebirge und dem Zwischenland von da bis Rochlitz bis hierher getragen hat, sondern beim aufmerksamen Hinsehen bemerkt man Gesteine, die ihre Heimat im Ostseegebiet oder sogar in Schweden oder Finnland haben. Auch sie sind gerollt und finden sich regellos zwischen den einheimischen Stücken eingelagert. Als bezeichnendes Gestein aus dem Norden stammend, das jeder kennt, findet sich nicht sehr häufig der Feuerstein, der aus den Kreideablagerungen des Ostseegebietes stammt.

Vor mehr als hunderttausend Jahren lag lange Zeit der Gletscherrand des gewaltigen nordischen Inlandeises zur zweiten, größten nordischen Vereisung in der Rochlitzer Gegend.

Ein natürlicher Staudamm aus Gletschereis bildete eine umfangreiche natürliche Sperre. Die Wasser der Mulde mußten sich vor der riesigen Eiswand stauen und das am Ende tauende Gletschereis mischte seine Tauwässer mit dem Muldenwasser. Im Strudel und Wirbel dieser Stauwasser mischten sich die vom Norden vom Eis mitgebrachten Gerölle, die man Geschiebe nennt, mit den Muldenschottern. Und solange das Wasser sich staute, füllte sich das natürliche Staubecken mit den Geschieben, Geröllen und Sanden. So kann man sich die auffällige Mächtigkeit der Sande und Kiese von Biesern, Zaßwitz und Steudten erklären.

Und schließlich schmolz der Eisrand nach Norden hin zurück. Die Mulde suchte sich ein Bett. Der Stausee entwässerte sich. Neuland tauchte aus den zurückgegangenen Fluten.

Der Mensch der Eiszeit siedelte. Ob er schon am Eisrand, wie in Ostthüringen, als Jäger sich aufhielt, dafür haben sich in der Rochlitzer Gegend sichere Beweise nicht erbringen lassen. In der jüngeren Steinzeit war er schon da. Und seitdem wird er immer in der Rochlitzer Gegend gesiedelt haben.

Ein Abschnitt seines Aufenthaltes ist die **Bronzezeit**, die 2500—1000 v. Chr. den Menschen die Verwendung der Metallmischung Zinn und Kupfer zur Verfügung stellte. Er lebte auf dem Boden, den eiszeitliche Schmelzwasser und Muldenwasser schufen und formten. Er vertraute die Toten diesem Heimatboden an. Die Menschen verbrannten ihre Toten und setzten die Asche in Urnen bei. Man hat in der Rochlitzer Gegend schon öfters Funde aus dieser Zeit gemacht.

Ein oberirdisches Grab wurde in Rochlitz entdeckt.

Lange Zeit war man der Meinung, daß die Bronzegegenstände aus dem Osten eingetauscht und nicht an Ort und Stelle hergestellt worden sind. Man glaubte, daß die bronzezeitlichen Bewohner nicht die Kunst verstanden hätten, die Erze zu schmelzen und im richtigen Verhältnis zu mischen, aber Funde ganzer Werkstätten, von Bronzegräbern und Gießformen haben gezeigt, daß Deutschland Bronzegießer beherbergt hat.

Auf dem Gelände der Fr. W. Anackerschen Sand- und Kiesgruben in **Biesern** bei **Rochlitz** sind des öfteren schon Urnen gefunden worden. Zum ersten Male lag nun bei diesen Urnen ein gut erhaltenes Bruchstück einer bronzezeitlichen Gießform. (Sommer 1932.) Sie besteht aus Rochlitzer Porphyrtuff, der sich wegen seiner Dichte großartig zur Anfertigung von Gießformen eignet. Erhalten ist von ihr das Modell eines Schwertes, und zwar die Spitze der Form. Man ist erstaunt über die Schärfe der Umrisse. Es liegt leider nur ein Bruchstück vor. Es fehlt der Deckel der Gußform und der Knopf des Schwertes. Der Bruch ist alt. So kommt man auf den Gedanken, daß schon vor der Einbettung die Form zerbrochen war. Deutlich erkennt man auch, daß auch seitlich sich noch andere Gießformen anschlossen, die vom bronzezeitlichen Bewohner der Rochlitzer Gegend mit Absicht abgebrochen worden sind. Auf der Rückseite der Gußform erkennt man Brandspuren, die von einer Benutzung zeugen, obgleich die Erhaltungsweise der Form so tadellos ist, daß man versucht wird, anzunehmen, sie wäre unbenutzt. Wie schon oben gesagt wurde, fand man sie in der Umgebung der Urnen. Es ist wohl anzunehmen, daß in der Urne die Aschenreste des Bronzegießers von Rochlitz beigesetzt sind, dem man als Beigabe das Bruchstück einer Gußform widmete. Vielleicht war er Facharbeiter für Schwerter, ein „Waffenfabrikant" der Bronzezeit vor mehr als 3000 Jahren.

Rudolf Hundt.

Die Bücherwaage

Rückert, Hans, **Die Christianisierung der Germanen.** Ein Beitrag zu ihrem Verständnis und ihrer Beurteilung. Tübingen, Mohr, 1934, 42 Seiten, 2. Auflage. 1,50 RM.

Die erste Auflage dieser theologischen Abhandlung habe ich in „Germanien", Jg. 1933, Seite 91 (Märzheft) besprochen. Die zweite Auflage weist nur geringfügige Änderungen auf.

Wir würden begrüßen, wenn Rückert einmal seine Thesen statt in der abstrakten, kurzen Art ausführlich darstellte. Die Zugeständnisse an eine Weltanschauung, die Blut und Boden zu ihren Richtweisern macht, würden bei einer breiteren Darstellung deutlicher als Inkonsequenz erkennbar werden.

Rückert verkennt — wie ich in meiner ersten Besprechung bereits hervorhob — das Wesen der heidnischen Götter, ebenso verkennt er das Wesen des germanischen Schicksalsglaubens — wie Günther (Frömmigkeit nordischer Artung, Jena 1934, Seite 21) feststellt.

Kurz: Es ist keine Schrift, mit der sich auseinanderzusetzen lohnen würde. Wir möchten nur daran erinnern, daß es in Deutschland einen Nietzsche gegeben hat und daß die Psychologie des Christentums abschließend darstellte Ludwig Klages (in „Nietzsches psychologische Errungenschaften" und „Der Geist als Widersacher der Seele", 3. Band).

Dr. Otto Huth.

Weber, Leopold, **Die Götter der Edda.** 2. neubearbeitete Auflage. R. Oldenbourg, München 1. Kart. 2,80 RM., geb. 3,60 RM.

Wissenschaftliche Übersetzungen der Eddalieder trachten naturgemäß danach, Versbau, Stil und Sprache des Urbildes möglichst getreu wiederzugeben. Das hat aber nicht geringe Nachteile für einfache Leser. Die altnordischen Dichter bedienten sich zur Vermeidung der Wiederkehr desselben Wortes im Stabreim vielfach solcher Wörter, die in der Umgangssprache nicht mehr gebraucht wurden, oder sie umschrieben ein Wort durch bildhafte Wendungen, die sogenannten Kenninge, die vielfach recht anschaulich, teilweise aber auch sehr gesucht und gekünstelt waren. „Herr der Böcke" für Thor und „Schwerterspiel" für Kampf sind auch für heutige Leser leicht durchschaubar. Aber „Fisch der Heide" für Schlange und „Apfelbaum des Brünnendings" für Krieger sind Wortbildungen, die für schlichte deutsche Leser rätselhaft klingen. In diesem Umstande liegt die innere Berechtigung freier Nachdichtungen der Edden für deutsche Leser, denen weniger an wissenschaftlich möglichst genauer Wiedergabe des altnordischen Wortlautes als an einer allgemeinverständlichen Einführung in den geistigen Gehalt der Eddalieder gelegen ist. Schon 1919 hat **Leopold Weber** in seinem Buch „Die Götter der Edda" versucht, den nordisch-germanischen Mythos, der in den beiden Edden in Vers und Prosa überliefert ist, in freier Nach- und Umdichtung einer deutschen Leserschaft zu erschließen. Die aus der Prosa-Edda entnommenen Stoffe mußte er zu diesem Zwecke in selbst geschaffene dichterische Formhüllen kleiden. Dabei dürfte ihm u. a. der altnordische „Altmärenton" Vorbild gewesen sein. Es war keine leichte Aufgabe, dem Neuhochdeutschen Stabreime in ausreichender Fülle ohne Eintönigkeit und ohne Künstelei abzugewinnen. Daß dem Verfasser eine erfreuliche Sprachgewalt eigen ist und daß er seine Aufgabe gemeistert hat, beweist der Umstand, daß jetzt eine zweite Auflage erschienen ist, und dafür zeugt u. a. die Aufnahme des Gedichtes „Wie Thor sein Gesinde gewann" in das Lesebuch „Wägen und Wirken". Möge die neue Auflage weiter mithelfen, das in den Edden geborgene germanische Erbgut dem deutschen Volke vertraut und lieb zu machen.

Edmund Weber.

Greiff, Günther, **Verschollenes Wissen.** Mit 16 Taf. Berlin: de Gruyter 1934. 104 S. 8°. 5.— RM.

Was uns aus Ägypten, Babylon, Persien, Indien und China bekannt ist an rätselhaften Tagesnamen, Mondstationen, Stundenbezeichnungen usw., was Berührungspunkte aufzuweisen hatte, ohne daß deren Wie und Warum auszudeuten war, das wird hier zwanglos auf die ursprünglichen Formen zurückgeführt. Darüber hinaus weist Greiff auf die vermutlichen Wege dieser Namensreihen hin und berührt dabei ein gewaltiges Gebiet, das sich von China bis nach Amerika erstreckt. Nebenbei werden eine Reihe anderer Beziehungen gestreift: bestimmte Zahlenwerte, die Alphabete usw. Ob tatsächlich die altamerikanische Welt Ursprungsland für all diese Dinge ist, wie es Greiff annimmt, kann allerdings nach seinem Buche noch nicht entschieden werden, so auffällig die verschiedenen Übereinstimmungen auch sind. Doch kann das endgültige Urteil darüber gerne zurückgestellt werden, bis das Hauptwerk „Götter und Völker" erschienen ist, aus dem das vorliegende Buch eine Teilveröffentlichung darstellt. Denn einstweilen haben wir in dem „Verschollenen Wissen" ein Handbuch über dies wenig bearbeitete Gebiet, das jedem empfohlen werden kann, der sich mit Kalenderforschung beschäftigt.

H—s.

Retzlaff, Hans, **Bildnis eines deutschen Bauernvolkes.** Die Siebenbürger Sachsen. Mit erläuterndem Text von Dr. **Misch Orend** und einem Geleitwort von Bischof Dr. D. **Glondys**. 96 meist ganzseitige Abbildungen auf Tafeln und 24 Seiten Text. Fest kartoniert mit zweifarbigem Schutzumschlag. Berlin W 30 und Stuttgart 1934, Verlag Grenze und Ausland. 4,90 RM.

Retzlaff bringt hier meisterhafte Aufnahmen aus Heimat und Volkstum der Siebenbürger Sachsen, die, worüber der Name nicht täuschen darf, vor allem Franken von Mosel und Niederrhein sind. Jeder der diese Bilder sieht, muß das Burgenland und seine Menschen liebgewinnen. Die altertümlichen Kirchenburgen haben für uns einen rätselhaften Nimbus. Die meisten Bilder Retzlaffs zeigen Bauern in Trachten, wie sie dort auf dem Lande fast allgemein noch getragen werden. Die Bäuerin aus Deutschweißkirch mutet wie ein altflämisches Bild an; entzückend ist die kleine Kati, des Burghüters Töchterlein aus Meschen. Öfter fühlt man sich an Flämisches, Holländisches, Friesisches erinnert. Wir wundern uns daher nicht, hier in Siebenbürgen denselben Brustschmuck der Frau, vor allem der Braut zu finden, den Span oder **Fürspan** (siebenbürgisch **Heftel** oder Patzel genannt), der uns aus Friesland bekannt ist. Es ist ein Stück deutscher Vergangenheit, das hier in Siebenbürgen noch lebendig und gegenwärtig ist. Schön ist die kurze Erläuterung von Dr. Orend. Alles in allem: ein wertvolles Buch, das Begeisterung erweckt.

Dr. Otto Huth.

Zeitschriftenschau

Zur Siedlungsforschung

Erik Floderus, **Westergarn.** Fornvännen. Heft 2, Stockholm 1934. Während der Übergangszeit von der Wikingerzeit zum Mittelalter sollen an der Westküste Gotlands zwei Anlagen von demselben Typus wie Hedeby und Birka bestanden haben, nämlich Wisby und Westergarn. Hier ist noch jetzt ein Wall aus Feldsteinen und Sand vorhanden, innerhalb dessen sich die Grundmauern einer im 12. Jahrhundert erbauten Kirche, ein Kastell, sowie die jetzige Kirche befinden. Nur wenige Funde, darunter ein Runenstein und Schmuckstücke, gehören ins 11. und 12. Jahrhundert, die übrigen sind jünger. Fundschichten vom Charakter Birkas und Hedebys fehlen. — Verfasser erklärt die Geschichte des Ortes wie folgt: In vorgeschichtlicher Zeit lag an der Bucht Paviken ein vorzüglicher Hafen, der spätestens mit Beginn des Mittelalters versandete. Als im 13. Jahrhundert die Bauern mit den Wisbyer Bürgern in Streit gerieten, begannen sie hier an Stelle einer kleinen vorgeschichtlichen Siedlung mit dem Bau eines Hafens, der nicht zur Vollendung kam, da sie in diesem Kampf unterlagen. / Birger Nermann, **Das vorgeschichtliche Westergarn.** Ebenda. Da die Grabungen eine mittelalterliche Anlage ergeben haben, bleibt die Frage nach dem vorgeschichtlichen Westergarn, das von vorherein nicht so nahe an der Küste gesucht werden durfte. Verfasser glaubt, daß die Lage ähnlich sein dürfte wie bei Seeburg-Grobin in Litauen. Hier wie dort befindet sich etwas landeinwärts ein See, in den ein Flüßchen mündet. An diesem Flüßchen nun liegt Grobin und wird auch Westergarn sich befunden haben. An der vermuteten Stelle sind in der Tat auch einige Gräber vorhanden.

Sprache – Kunst – Religion

Emil Forrer, **Neue Probleme zum Ursprung der indogermanischen Sprachen.** Mannus. Zeitschrift für Vorgeschichte. Verlag Kabitzsch, Leipzig. 26. Jahrg. Heft 1/2, 1934. Seit Franz Bopp vor 70 Jahren die vergleichende indogermanische Sprachforschung begründete, durfte erwartet werden, daß etwa zu entdeckende, besonders früh belegte Sprachen dem Urindogermanischen besonders nahe stehen würden. Vor zehn Jahren nun hat die Entdeckung der Keilschrifttexte von Boghazköi in Kleinasien der Sprachforschung reichstes Material beschert. Überraschenderweise zeigte sich jedoch im Kanisischen, der Sprache der führenden Schicht im Hatti-Reiche, die von 2000 bis 1200 v. Chr. in Kleinasien gesprochen wurde, nicht eine Tochter-, sondern eine Schwestersprache des Indogermanischen. Eine in ihrem Aufbau noch einfachere Sprache zeigt das Luvische, das ebenfalls in den Bogazhköi-Texten enthalten ist, sowohl mit dem Indogermanischen wie dem Kanisischen urverwandt ist und vielleicht schon von 4000 v. Chr. ab in Kleinasien und in Griechenland von der vorindogermanischen Bevölkerung gesprochen worden ist. Ausgehend von dem Grundgedanken, daß auch das Indogermanische, bzw. das Urindogermanische nicht vom Himmel gefallen sein dürfte, sondern eine lange, vielleicht sehr lange Entwicklung bereits hinter sich gehabt haben dürfte, zieht Forrer außer den erwähnten Sprachen auch den finnisch-urischen Sprachkreis in den Bereich seiner sehr eingehenden Untersuchungen und kommt zu dem Schluß, daß wir es im Indogermanischen mit einer „komplexen", also einer zusammengesetzten Sprache zu tun haben, bei der wir nicht nur nach dem mütterlichen, sondern auch nach dem väterlichen Ahn zu suchen haben. Darf der mütterliche Ahn in einer der „eurasischen" Sprachen, zu denen auch das Kanisische, das sehr altertümliche Tabalische, sowie das Finnisch-Urische gehören, und die durch das Wort „atta" für „Vater" belegt sind, gesucht werden, so ist der väterliche Ahn durch das Wort „patér" für „Vater" gekennzeichnet. Als sein Heimatgebiet dürfte, angesichts der geographischen Verbreitung der eurasischen Sprachen sowie der präfigierenden Sprachen sowohl in West- und Südeuropa als auch in Vorderasien, nur das Ostseegebiet in Frage kommen. / Stefan Paulovics, **Germanendarstellung aus dem swebisch-markomannischen Kreis.** (Römische Kleinbronzen aus Pannonien.) Ebenda. Im Zusammenhange mit den quadisch-markomannischen Kriegen und den dadurch verursachten kriegerischen und friedlichen Berührungen erscheint im pannonischen (ungarländischen) Gebiet eine gewisse Industrie von Kleinbronzen, die typische Germanenbüsten zur Darstellung bringen und vermutlich auf einen Künstler in Brigatio, den „Romulianus artifex" zurückgehen. Gekennzeichnet sind diese Bronzen durch den bekannten swebischen Haarknoten, dem Verfasser eine eingehende Untersuchung widmet. Es scheint, daß diese Haartracht nur bei führenden, vornehmen Persönlichkeiten auftritt. Auffallend ist bei diesen Bronzen eine kleine, lochartige Vertiefung in der Stirn, die möglicherweise zur Befestigung eines Stirnbandes aus edlerem Metall gedient haben kann. Sodann beschreibt Verfasser eine weibliche Kleinbüste aus Brigetio, die er als Germanin erweist. / Friedrich Alfred Schmid Noerr, **Germanischer Glaube.** Völkische Kultur. Wilhelm Limpert-Verlag, Dresden. Juli-Heft 1934. Der Aufsatz setzt sich auseinander mit Hans Naumanns „Germanischer Schicksalsglaube" (E. Diederichs. Jena 1934). Er warnt vor der Gefahr, eine rein intellektuell erklügelte Einfachheit in ihn hineinzudeuten, die seiner erhabenen Größe ebensowenig gerecht werden kann wie seiner lebensvollen Vielfältigkeit.

Kultur und Technik

Paul Reinecke, **Der Bronzedepotfund von Hallstatt in Oberösterreich.** Wiener Prähistorische Zeitschrift. Verlag Anton Schroll, Wien. 21. Jahrg. Heft 1, 1934. 1830 wurde beim Rudolfsturm bei Hallstatt nach schweren Regengüssen ein ungewöhnlich großer Bronzedepotfund entdeckt. Er wurde verheimlicht und in der Stille an Gelbgießer und Juden verkauft. Der größere Teil mag eingeschmolzen sein, — der Fund muß mindestens 50 Kilogramm betragen haben — eine Reihe von Stücken kam in Privatbesitz und von dort in verschiedene Museen. Es handelt sich um Sicheln, Tüllen- und Absatzbeile, Lanzenspitzen, Griffzungendolche, einen Trensenknebel, die dem Ende der Bronzezeit bzw. der frühen Hallstattzeit angehören und beweisen, daß so früh bereits auf dem Salzberge bei Hallstatt ein reges und wohlhabendes Leben geherrscht haben muß. / Kurt Wilvonseder, **Ein Griffzungenschwert aus dem Lungau (Salzburg).** Ebenda. Vor Jahren wurde bei Twang im Lungau ein Griffzungenschwert gefunden, das sich bisher unveröffentlicht in Privatbesitz befindet. Seiner Form nach zeigt es Beziehungen zu ungarischen und italienischen Stücken, deren einige in Tirol gefunden sind, so daß italienische Herkunft wahrscheinlich ist. Es gehört an den Ausgang der Bronzezeit. Seine Bedeutung beruht darin, daß es außer dem hallstättischen Bronzedepotfund von Ramingstein der einzige vorgeschichtliche Fund aus dem Lungau ist. Sein Vorkommen kann ebenso auf einen frühzeitigen Verkehrsweg über die Radstädter Tauern hinweisen, wie zu dem im Lungau vermuteten vorgeschichtlichen Bergbau in Beziehung stehen. / Bruno Hollmann, **Bronzedepotfund aus Mecklenburg.** Mannus. 26. Jahrg. Heft 1/2, 1934. Der auf dem Silberberg bei Teterow gefundene Depotfund besteht aus 2 Nierenringen jüngerer Form, 3 Tüllenäxten und 2 stark zerbrochenen Hohlwulstringen. Der Fund gehört der hier bisher wenig greifbaren ältesten Eisenzeit an und bringt auch in der Form seiner Stücke wertvolle Bereicherungen. / Hans-Lüitjen Janssen, **Das Fasenbeil — ein Beitrag zur Formenkunde der bronzezeitlichen Beile.** Ebenda. Verfasser untersucht Entwicklung und Vorkommen dieser weit verbreiteten Beilform, die an den Schmalseiten häufig verziert ist, angesichts der häufigen Gebrauchsspuren aber durchaus als Arbeitsbeil zu bewerten ist. Sie wird vielleicht aus Großbritannien und Irland herzuleiten sein. / Hermann Schroller, **Beiträge zum urgeschichtlichen Hausbau in Niedersachsen.** Ebenda. Ein besonders lehrreiches Beispiel germanischer Holzkonstruktion im niedersächsischen Gebiet ist die Zisterne von Klein-Algermissen, die eine eigenartige, aber sehr sinnreiche Verzapfung der Holzschwellen zeigt. Ein ähnliches Verfahren darf bei den in diesem Gebiet gefundenen Häusern vorausgesetzt werden. Sowohl aus der Cheruskerzeit wie fast neunhundert Jahre später aus niedersächsischer Zeit sind ganz ähnliche Hausgrundrisse aufgedeckt worden. Einräumige Häuser im Schwellenbau mit Giebeldach, wie die Firstträger erweisen, und mit gemauertem Herd. Daneben kommen auch andere Häuser vor, die in den Boden eingetieft sind und bei denen, da keine Pfostenlöcher vorhanden sind, das Dach direkt diesen Erdwällen aufgelegen haben muß. Die Giebelwände sind hier durch verputztes Flechtwerk ausgefüllt gewesen. Diese Dachhäuser sind vermutlich Wirtschaftsräume gewesen. Verfasser widmet dem Aufbau der Hausformen eine sehr eingehende Untersuchung. Ihr Alter ist durch die gefundene Töpferware bestimmt. Bemerkenswert ist die Dauer dieser selben Hausformen, obwohl die Cherusker politisch verschwunden waren, und die Sachsen hierher aus Schleswig-Holstein eingedrungen sind.

Hertha Schemmel.

Vereinsnachrichten

Ortsgruppen und Arbeitskreise

Berlin: E. Weber, Studienrat, Spandau, Roonstraße 16.
Bremen: E. Ritter, Kreftingstraße 10.
Darmstadt: Dr. Brüning, W., Wilhelminenplatz 14, I.
Düsseldorf: Müller, Siegfried, Winkelsfelder Straße 34.
Essen: P. Ricken, Studienrat, Essen-Rellinghausen, Sundernholz 35.
Eschwege: Heinemann, Major a. D., An den Anlagen 14.
Grabow/M.: Ritter, Gustav, Schriftsteller.
Hagen: F. Kottmann, Ing., Eppenhauser Straße 31.
Hamburg-Altona: Sturm, Karl, Hamburg 39, Scheffelstraße 24.
Hannover: Prietze, Reg.- u. Baurat, Hannover-Linden, Falkenstraße 8.
Heidelberg: Dr. Übel, Direktor, Heidelberg-Rohrbach, St. Peterstraße 21.
Kassel: F. Stück, Architekt, Hohenzollernstraße 85.
Köln/Rhein: K. Waldhecker, Ubierring 5.
Oeynhausen: Dr. Beyer, Oberstudiendirektor, Hindenburgstraße 22.
Oldenburg: Dr. Steinhoff, Margaretenstraße 14.
Osnabrück: Frau E. Kringel, Herrenteichstraße 1.
Stralsund: Dr. Holtz, Wasserstraße 31.
Wilhelmshaven: Herbold, Studienrat, Gökerstraße 106.
Wuppertal: Dr. Mommer, W.-Barmen, Mendelssohnstraße 13.

Osnabrück. Zwei große Vortragsabende veranstaltete die Osnabrücker Arbeitsgemeinschaft in diesem Sommer.

Für den ersten Vortrag hatte sie Herrn Prof. Herman Wirth gewonnen. Prof. Wirth, von lebhaftem Beifall begrüßt, sprach über „Urnordische Gottesweltschau — vom ewigen Frühling". Von der Odalsrune ging er aus, die im Mittelpunkte seiner Sinnbilderforschung steht. Im hohen Norden war sie Sinnbild des Jahreslaufes. Daneben erscheint das Jahresrad, als Sinnbild empfunden in einer Lebensform, der die Sonne ein kleines Stück des Jahres Segen spendete und den größeren Jahresteil die Hoffnung auf Wiederkehr ließ. Auch das Lebendigmachen der ehedem einfachen Strich-Sinnbilder, in mancherlei Tiergestalten z. B., wie Storch und Schwan, drückt immer wieder den gleichen festen Glauben an Wiederkehr und Weiterleben aus. Jenen Menschen war die sichere Wiederkehr des Lichtes eine unwandelbare Heilsgewißheit, sie fühlten sich nie vom Göttlichen getrennt, das ja als Jahr und Zeit, als Sonne, Saat und Ernte immer fühlbar sie umgab. Sie kannten kein Sündengefühl und Erlösungsbedürfnis, bedurften keines Mittlers, weil sie sich sicher geborgen wußten im göttlichen Gesetz des ewigen „Stirb und Werde".

Ganz besonders wandte sich Wirth an die deutsche Frau. Die alte Odals- und Lebensrune, die vom Felszeichen an über lange Zeiträume am Brautstuhl der schwedischen Bäuerin wiederkehrt, weist immer wieder auf die mütterliche Frau als den Mittelpunkt allen Lebens hin. Noch im geschichtlichen Germanentum steht das Zeugnis des Tacitus, daß die Germanen in der Frau etwas Heiliges, Gottverbundenes empfanden. Heute nun, da ein erwachtes Volk bewußt die Urquellen seiner Art sucht, da der Erbhof den Acker wieder zum unveräußerlichen „Odal" machen soll, da die deutsche Frau zur Mutter des Volkes und zur Hüterin der Rassenzucht wird — da ist es ganz natürlich, daß Herman Wirths Schau stark zu dem sehnenden Suchen der Gegenwart spricht.

Den zweiten großen Vortrag hielt Herr Architekt Wille, der Verfasser des bekannten Buches „Germanische Gotteshäuser", der jetzt als Beauftragter für Baufragen im Stabe des Reichsbauernführers Darré arbeitet. Er ging von der Geschichte des niedersächsischen Bauernhauses aus. Seine älteste Gestalt ist das germanische Einraumhaus, wie man es in der gleichen Gestalt heute noch in der tiefen Heide Nordwestdeutschlands, jetzt meist als Schafstall, findet; ein riesiges spitzes Dach, das an den Seiten fast bis auf den Boden reicht, deckt den einzigen Hallenraum. Eine zweite Stufe der Entwicklung läßt das Dach auf einer Mauer aufsitzen, die aus Findlingen errichtet ist. Daraus entwickelt sich dann schließlich unser heutiges Bauernhaus in Niedersachsen, mit der großen Dielenhalle und den Stallständen an den Flanken (und mit der letzten Neuerung des angebauten Stubenfaches). Diese Bauform ist rein als Zimmermannskunst aus dem Holz heraus entwickelt, dem natürlichen ursprünglichen Baustoff, den unsere Heimat bot, und der zum Strecken von Hallen wie geschaffen ist. — Dann beschäftigte sich Wille eingehend mit den bekannten Steinsetzungen im Oldenburger Lande, der „Visbecker Braut", dem „Visbecker Bräutigam", den „Hohen Steinen" und dem „Opfertisch". Diese rechteckigen, 5—6 m breiten und bis zu 80—100 m (!) langen, an der schmalen Ostseite zuweilen abgerundeten Steinsetzungen liegen jeweils inmitten solcher alter Großsteingräber, die nichts Ungewöhnliches zeigen und deren Alter durch Funde bestimmt werden kann. So lehrt der Augenschein, daß die Steinsetzungen keine gewöhnlichen Grabstätten sind. Willes Anschauung geht dahin, daß sie die Grundmauern langer Hallenbauten darstellen. Die ungewöhnliche Länge könnte sich daraus erklären, daß die Hallen in der Breite durch die natürliche Länge der zu Dachsparren verwendeten und auf die Mauern aufgestützten Baumstämme begrenzt war, und daß Raum für eine größere Gästeschar so eben nur durch Erstrecken der Halle in die Länge geschaffen werden konnte. Soweit die Steinsetzungen noch einigermaßen erhalten sind, läßt sich erkennen, daß die Lücken zwischen den großen Steinblöcken durch kleineres Geröll ausgestopft waren. Für die große Wahrscheinlichkeit, daß wir es hier mit den Grundmauern von Kulthallen inmitten von Gräberfeldern zu tun haben, spricht auch, daß innerhalb der Steinsetzungen, nach dem geschlossenen Schmalende zu, sich meist ein Tiefgrab erkennen läßt, das von einer großen Steinplatte bedeckt wird und wie der Altar in einem Kirchenbau erscheint — man darf annehmen, daß das Grab eines hervorragenden Fürsten seiner Gefolgschaft zum Heiligsten ihres Gotteshauses diente. In einzelnen Steinpackungen, die sich an der Außenseite der mutmaßlichen Hallenmauern finden, kann man die Vorläufer der späteren gotischen Strebepfeiler sehen. Besonders überraschend ist der Vergleich dieser Steinsetzungen der Ahlhorner Heide z. B. mit dem Grundriß des Tempels auf der Insel Delos, der dieselben Maße aufweist wie die „Visbecker Braut". Der Baugedanke wurde vielleicht von den ausziehenden Jungbauern in den Süden getragen, der ihn viel später in seinem vornehmsten Baustoff, dem Marmor, nachschuf.

Die Annahme, daß unsere germanischen Vorfahren Gotteshäuser gekannt haben, muß der Nachricht des Tacitus, sie hätten Gott nur unter freiem Himmel, in Wäldern und Hainen verehrt, nicht widersprechen. Tacitus berichtet, was ihm von Reisenden zugetragen wurde. Wie unsre Vorfahren sich im Winter, zur Zeit der Wintersonnenwende zusammenfanden, wenn die Unbill des Wetters Versammlungen im Freien verbot, und wie sie ihre Toten bestatteten, davon weiß Tacitus nichts. Die lebendige Überlieferung ist abgebrochen, denn Karl hat in dreißigjährigem Morden das Land verheert, den Rest hat der Bremer Bischof in seinem Feldzug gegen die Stedinger Bauern besorgt, so verödete das Land und das Christentum sah hier keine Notwendigkeit mehr, die Grundmauern „heidnischer" Gotteshäuser zu christlichen Kapellen zu verbauen. Und doch ging der Baugedanke der stolzen hochstrebenden Halle nicht ganz verloren: Wie hätten die frühen und wenig später so großartigen christlichen Kirchenhallen ein Volk schaffen können, das nicht vordem schon das Errichten großer Festhallen gekannt und gepflegt hätte?

Am Tage nach seinem Vortrag führte Wille die Osnabrücker Freunde in die Ahlhorner Heide, zeigte an den Gräberfeldern, mit welcher Liebe und Sorgfalt unsere Vorfahren ihren Toten die letzte Ruhestätte schufen, und erläuterte an den Steinsetzungen seine Anschauungen über die Gottesdiensthallen, die das lebende Geschlecht sich mitten unter seinen Abgeschiedenen errichtete. Endlos flutete das Rot der blühenden Heide über die Grabhügel, und wir empfanden uns als ein Glied in der endlosen Kette von Geschlechtern, die aus Urzeiten kommt und in Urzeiten weiter geht.

Vorgeschichtliche Spuren im Sauerland. Im Rahmen der Ortsgruppe Wuppertal berichtete der Ortsgruppenvorsitzende, Bankdirektor Dr. Mommer, über „Ferienwanderungen durch das vorgeschichtliche Sauerland". An Hand von Karten und Bildern zeigte er, wie reiche Entdeckungen wir gerade in diesem anscheinend so unwirtlichen Gebiet noch erwarten können, wenn die zahlreichen offen zutage liegenden Spuren weiter verfolgt werden. Orts- und Flurnamen, Runenhäuser, Gebietsschläuche, ähnlich dem auf der Herlingsburg, vor allem aber viele z. T. gut erhaltene Wallburgen mit der Vermutung planvoller Ortungsbeziehungen, fallen dem Wanderer auf, der mit offenen Augen und warmem

Herzen dieses herrliche deutsche Waldgebirge durchwandert.

Eine der bemerkenswertesten Stellen ist der hoch über dem Lennetal zwischen den Ortschaften Graffschaft, Winkhausen und Gleidorf steil aufragende 657 m hohe Wilzenberg.

Auf seiner Höhe trägt er eine kreisrunde Wallburg, deren Wälle gut erhalten sind. In der Mitte befindet sich ein Brunnen. Von der Höhe des nach allen Seiten ziemlich steil abfallenden Berges hat man einen umfassenden Rundblick über die Höhen des Hochsauerlandes, des Rothaargebirges usw. Am Nordabhang des Berges, hart unterhalb der Höhe, finden wir einige große, offenbar künstliche Einschnitte, die an den Rändern leicht mit Schutzdächern versehen werden konnten und so vielleicht demselben Zweck gedient haben wie die „Wohnpodien" auf der Milseburg in der Rhön. Bei der Ausdehnung der ganzen Anlage — der obere Ringwall faßt Tausende von Menschen — könnte man sich die Notwendigkeit solcher Unterbringungsräume gut vorstellen.

In dem südlichen Vorhofe des Ringwalles (nicht „inmitten der Burg", wie der Sauerland-Führer schreibt) steht eine Kapelle, zu der von Gleidorf herauf ein Stationen-Weg führt. Zu dieser Kapelle wallfahrtet heute noch alljährlich die Fronleichnamsprozession, aber sie zieht nicht am Fronleichnamstage auf den heiligen Berg, sondern am Tage der Sommersonnenwende! Und an die Prozession schließt sich dann ein großes Gelage an, für das — ebenfalls in dem südlichen Vorhofe — Tische und Bänke dauernd dort oben angebracht sind. Für die in der Bekehrungszeit häufig festgestellte Übung, heilige Berge der Germanen durch Kapellen zu christianisieren — wenn man sie nicht als „Heidenkopf" oder „Hexentanzplatz" oder in anderer Form satanisieren konnte — bietet jedenfalls der Wilzenberg ein kennzeichnendes Beispiel. Daß es sich hier um uraltes Siedlungsgebiet handelt, geht aus der Volksüberlieferung hervor, die den Ortschaften Graffschaft (ursprünglich Grascop), Winkhausen (ursprünglich Widinghausen) und Gleidorf (im Volksmunde heute noch Humeske) ein ganz besonders hohes Alter nachsagt.

Besteigung des Turmfelsens. Die Externsteinstiftung wird in der Zeit vom 3. bis 10. Gilbhart (Oktober) die Besteigung des Felskopfes oberhalb des sogenannten Sazellums ermöglichen. Die Besteigung ist nicht ungefährlich. Diejenigen, die eine Besteigung unternehmen, erkennen ausdrücklich an, daß sie auf eigene Verantwortung und Gefahr handeln.

In der Schriftenreihe „Die Externsteine" ist nunmehr als zweites Heft unter dem Namen **„Stand hier die Irminsul?"** der Aufsatz von Franssen aus Heft 8/34 erschienen. Das Heft kostet 50 Pfg., dazu kommen noch 8 Pfg. Postgebühren. Zusammen mit dem ersten Heft „Was geht an den Externsteinen vor?" (das für sich allein 30 Pfg. zuzügl. 5 Pfg. Versandgebühren kostet), wird der Sonderdruck für 88 Pfg. übersandt. Bestellungen, denen 58 Pfg. bzw. 88 Pfg. in Briefmarken beiliegen, an die Schriftleitung, Detmold, Hermannstr. 11, erbeten. — Die Schriftenreihe wird mit weiteren Aufsätzen über die Grabungsergebnisse fortgesetzt werden.

Tagung des Reichsbundes für Deutsche Vorgeschichte

Die erste Tagung des Reichsbundes für Deutsche Vorgeschichte, der im nationalsozialistischen Deutschland alle Vereine und Gesellschaften für Vorgeschichte und Altertumskunde zu einheitlicher Arbeit zusammenfaßt, findet vom 13.—20. Oktober in Halle a. d. Saale statt. Sie wird am Sonntag, dem 14. Oktober durch eine große Kundgebung für deutsche Vorgeschichte auf dem Thingplatz mit einer Rede des Reichsleiters Alfred Rosenberg über „Umwertung der deutschen Geschichte" eingeleitet. In der Eröffnungssitzung spricht der Führer des Reichsbundes, Dr. Reinerth, über „Der Reichsbund im Kampf um die deutsche Vorgeschichte". Die Hauptthemen der wissenschaftlichen Vorträge behandeln die Vorgeschichte im nationalsozialistischen Erziehungswerk, die Vorgeschichte als Grundlage der Grenzlandarbeit, die Neugestaltung der vorgeschichtlichen Denkmalpflege und der vorgeschichtlichen Museen. Ausflüge in die Hallesche Heide, in das Anhalter Land und den Nordharz, Besuch von Ausgrabungen und Museen schließen sich an.

Anmeldungen zur Teilnahme an der Tagung sind bis spätestens 8. Oktober an die Reichsleitung des Reichsbundes für Deutsche Vorgeschichte, Berlin W 35, Margaretenstr. 17, zu richten. Der Tagungsbeitrag beträgt 5 RM., für Familienangehörige 2 RM., für Studenten 1 RM. Die Teilnahme an der Kundgebung auf dem Thingplatz ist frei.

Germanien

Monatshefte für Vorgeschichte zur Erkenntnis deutschen Wesens

1934 Nebelung / Nebelung Heft 11

Reformvorschläge und Arbeitswünsche zur Germanenkunde I

Von Wilhelm Teudt

Die Aufgabe der Germanenkunde ist die Entschleierung der germanischen Vergangenheit, d. h. der geschichtlichen Entwicklung und Bedeutung, sowie der äußeren Kultur und des Geisteslebens des Volkes, welches wir in erster Linie als unsere Ahnen anzusehen haben. Das Ende und der Ausklang einer wesentlich unbeeinflußten germanischen Entwicklung ist klar bestimmt durch die karolingische Zeit, genauer durch das Jahr 804 nach der Zeitwende, als im Gewaltfrieden von Salza der Zusammenbruch des sächsischen Widerstandes gegen die andringende römisch-westfränkische Kultur geschichtskundlich bescheinigt wurde. Es fehlt noch eine eingehende wissenschaftliche Darstellung der Bedeutung und der Auswirkungen des Kulturbruches jener Zeit. Aber jede Erforschung und Darstellung der deutsch-germanischen Geschichte, die den Kulturbruch nicht voll würdigt und in Rechnung stellt, kann in den zugehörigen Fragen nur zu Fehlurteilen gelangen; geradeso wie eine richtige Darstellung der mexikanischen Geschichtsentwicklung undenkbar ist, wenn der Darsteller den Kulturbruch zur Zeit Cortez nicht berücksichtigen würde. Erstaunlich, daß heute noch Bücher über germanische Kultur wie Pilze aus der Erde wachsen können, die dem folgereichsten kulturlichen Geschehnis auf dem Boden Germaniens kaum ein Wort, oder gar eine ernste Betrachtung zu widmen wissen! Als für unser Volk um 800 ein ganz andersartiges Zeitalter mit neuen und fremden Kulturfaktoren, sozialen und politischen Verhältnissen anbrach, da ist auch der Geschichtswissenschaft die für unser Volk allein annehmbare theoretische Grenze zwischen Altertum und Mittelalter gegeben.

Wenn bisher die Eroberung Roms im Jahre 396, als das Römertum längst vom Germanentum überflügelt war, für die geschichtliche Zeiteinteilung eine in jeder Hinsicht wenig zutreffende Rolle gespielt hat, so gehört das zu den Ausflüssen des römisch-südlich georteten Denkens der deutschen Gelehrtenwelt. Die Verurteilung, Überwindung

und *Ausmerzung des römisch-südlichen Standpunktes* auf allen Gebieten, insbesondere bei der Behandlung, der Wertung und auch schon bei der Erkundung der germanisch-deutschen Dinge ist die *vornehmste Aufgabe* unseres im Dritten Reiche völkisch erwachten neuen Zeitalters.

Im *Kölner Wallraf-Museum* findet man über einem Teil der Münzsammlung die Überschrift „Barbarische Nachbildung römischer Münzen durch Germanen und Kelten". Ich weiß, daß hier das Wort „barbarisch" als sachlicher Fachausdruck arglos, wenn nicht gedankenlos hingeschrieben ist; ich weiß auch, daß die ältesten Versuche der Prägung germanischer Münzen nach dem jahrhundertelangen grundsätzlichen wohlbegründeten Sträuben gegen gemünztes Metall und gegen Geldwirtschaft überhaupt schlecht ausgefallen sind. Aber die Empfindungslosigkeit, mit der der Barbarenausdruck in Bezug auf Germanisches der Feder entfließen kann, ist unverkennbar dem römisch-südlich eingestellten Gesichtswinkel zuzuschreiben, oder, anders ausgedrückt, dem Minderwertigkeitskomplex des deutschen Michels, wie er noch bei allen passenden Gelegenheiten auch in unseren neuen Germanenbüchern durchschimmert, selbst wenn sie von der modern gewordenen Beteuerung, daß die Germanen keine Barbaren gewesen seien, überfließen.

Kossinnas Kampf um die Anerkennung der germanischen Altertumswissenschaft als hervorragend nationale Wissenschaft ist zwar auf der ganzen Linie zunächst grundsätzlich zum Siege gelangt. Jetzt handelt es sich um die praktische Durchführung, mit allen ihren Erfordernissen, sowohl nach der wissenschaftlichen als auch nach der organisatorischen und praktischen Seite hin. Es ist Revolutionszeit, aus der auch die germanische Vorgeschichte in neuer Gestaltung hervorgehen muß, indem sie die Irrtümer und Unzulänglichkeiten einer durch Jahrhunderte hindurch vernachlässigten und dann plötzlich aufblühenden jungen Wissenschaft überwindet und neu begründet ihren Weg geht. Es liegt in der Natur der Sache, daß dies nicht ohne Kämpfe mit den in den alten Anschauungen und Methoden noch verwachsenen Männern vor sich geht. Ritterliches, jedem Wissenschaftler anstehendes Verhalten und Anerkennung des ehrlichen Strebens auch der Gegner sollte allgemeiner Grundsatz sein. Aber auch wo das Verhalten zu wünschen übrig läßt — sei es aus weltanschaulichen, religiösen oder zünftlerischen Gründen — wollen wir stets dessen eingedenk sein, daß das unbefriedigende Verhalten in germanischen Angelegenheiten das Ergebnis einer 1150jährigen fremdbeeinflußten Erziehung unseres Volkes ist.

Unsere Reformwünsche bedeuten demnach in keiner Weise einen *Vorwurf* gegen die Wissenschaft, geschweige denn gegen einzelne ihrer Vertreter, die in den überkommenen Bahnen sich pflichtgemäß betätigt haben. Sie bezwecken lediglich darzulegen, daß diese Bahnen nicht vollkommen sind, sondern der Korrektur bedürfen, so wie es auch in anderen Wissenschaften von Zeit zu Zeit der Fall zu sein pflegt.

Wenn die Vernachlässigung und Nichtachtung germanischer Archäologie im Vergleich zur klassischen und orientalischen Archäologie dank der Wirksamkeit Gustaf Kossinnas im Schwinden begriffen ist, wenn dank der Errichtung des Dritten Reiches nunmehr auch die völkischen Fragestellungen und die völkischen Belange in der Germanenkunde befriedigt werden sollen, so treten wir „Freunde germanischer Vorgeschichte" als Träger einer Reformbewegung mit greifbaren Forderungen an die Wissenschaft heran, denen ich in folgenden Sätzen kürzesten Ausdruck geben will.

1. Grundsätzliches Verlassen des mittelmeerischen Standortes und Einnahme des deutsch-germanischen Standortes bei der Behandlung und der Beurteilung sämtlicher uns angehender Ereignisse und Probleme der Weltgeschichte und Vorgeschichte, sowie dementsprechende Auswertung der klassischen Literatur. Diese Reformforderung richtet sich an die Geschichtswissenschaft, wie sie noch im überwiegenden Teile der Geschichtsbücher sich gibt.

2. Verzicht auf alle sich bei uns findenden Vorurteile gegen germanisches Kulturleben und Können, Neuaufbau unserer Voraussetzungen und Erwartungen auf Grund der Vererbungslehre und der erst in neuerer Zeit erkannten Leistung des germanischen Geistes.

3. Die Germanenkunde ist Geschichtswissenschaft. Das bisherige Bestreben der Archäologie, exakte Wissenschaft zu sein, d. h. alle Erscheinungen auf faßbare Stoffe und meßbare Kräfte zurückzuführen, ist einerseits als ein Nachklang der materialistischen Zeit anzusehen, hatte andererseits aber auch seine gute Bedeutung zur Überwindung der kritiklosen Germantikerzeit. Nunmehr kann und muß die auf Spatenwissenschaft eingeengte Methodik sich wieder durch Anerkennung aller geisteswissenschaftlichen Erkenntnismittel erweitern, muß Mittel und Wege zu einer grundsätzlichen und organischen Zusammenarbeit mit der Germanistik und den übrigen Hilfswissenschaften finden, um dann als vollberechtigter und vollverantwortlicher Zweig der Geschichtswissenschaften ihre hohe Aufgabe an unserem Volke erfüllen zu können.

4. Das Bestreben, nur mit handgreiflichen Bodenfunden zu arbeiten und daraus dann umfassende geschichtliche Erkenntnisse zu gewinnen, hat unverkennbare äußerst wertvolle Fortschritte des Wissens über gewerbliche Leistungen unserer Vorfahren und über ihre Lebensweise gebracht, zugleich aber auch die Gefahr der Überschätzung der aus Bodenfunden möglichen Folgerungen — eine Überschätzung, die sich bei der Bestimmung von Völkerwohnsitzen und Völkerverschiebungen in der bedenklichsten Weise ausgewirkt hat. Dies bedingt nicht nur die Forderung besonnener Mäßigung in dieser Hinsicht, sondern auch die Forderung einer gründlichen Revision der bereits in die Volksmeinung und in Schulbücher übergegangenen haltlosen, zum Teil national schädlichen Lehren. Unsere Ahnungslosigkeit hinsichtlich des Umfanges der Handelsbeziehungen, des geistigen Verkehrs durch Gastlichkeit, Forschungsreisen, Lehrjahre und Dienstjahre im Auslande, dann des Handwerks- und Industriewesens, des Modenwechsels, kann — jeder Mangel für sich — grundstürzend sein, nicht für alle, aber für einen erheblichen Teil der Siedlungslehren, in die sich die moderne Archäologie auf Grund von manchmal wenigen und kümmerlichen Bodenfunden hat verwickeln lassen.

5. Als positive Ergänzung der Spatenwissenschaft muß in erhöhtem Maße überall, wo es angeht, die Landschaftsforschung, Mundart- und Ortsnamenforschung, die Volkskunde, sowie das übrige Hilfswissenswerk nebenhergehen, bis hin zu der auf der Vererbungslehre beruhenden Psychologie. Dann erst wird die Vorgeschichtswissenschaft eine ihrer besten Aufgaben für unser Volk erfüllen können: die Erkundung der alten heiligen Stätten im Lande, wodurch die Volksseele mit der Heimat verbunden wird.

6. Die Siedlungsirrtümer haben natürlich Irrtümer in der Bestimmung zahlreicher Fundstücke nach sich gezogen, so daß eine *Überprüfung* der Etikettierung in den Museen unvermeidbar ist. Dabei hat als ebenso selbstverständlicher wie einfacher Grundsatz zu gelten, daß außer den Fundstücken, die *mit Sicherheit* als fremde Einfuhrstücke nachzuweisen sind, alle anderen als *germanische* anzusprechen sind, wenn keine genauere Bezeichnung in Frage kommt.

7. Es gehört zu den nationalen Belangen, daß die Unterscheidung der germanischen Kultur von der Kultur der übrigen indogermanischen Völker *nicht* als eine gleichgültige Sache angesehen wird, sondern daß überall, wo es angeht, eine saubere Trennung stattfindet. Als wichtige Sonderaufgabe ist daher die Neuaufrollung der ganzen Keltenfrage bis auf ihre letzten Gründe und bis auf die durch die Namenverwechslung erschütterte Glaubwürdigkeit der geschichtlichen Nachrichten zu fordern.

8. Zu diesen 7 grundsätzlichen Reformwünschen tritt noch die formlich-praktische Forderung der Beseitigung sachlich zu beanstandender und sprachlich unerfreulicher Fachausdrücke hinzu. Sie stammen noch aus einer Zeit, in der nicht nur das archäologische

Wissen auf einer wesentlich tieferen Stufe stand als jetzt, sondern auch in hohem Maße die völkischen Gesichtspunkte fehlten.

Auf diese letzte praktische Forderung, über die am ehesten ein Einvernehmen zwischen den verschiedenen Richtungen der germanischen Altertumskunde zu erreichen sein wird, will ich zur Anbahnung gemeinsamer Verhandlungen etwas näher eingehen, wobei wir hier jedoch nur die auf Zeit und Volk bezüglichen Worte ins Auge fassen, nicht die des sonstigen Arbeitsbetriebes. Dahinein mische ich mich nicht, weil ich kein Spezialist der Spatenwissenschaft bin und auch nicht werden kann und will.

Aus rein sprachlichen Gründen zu beseitigen und durch deutsche Benennungen zu ersetzen ist schon eine ganze Reihe von Fachausdrücken, die sich auf die Urzeiten beziehen. Es wäre ein ungerechtfertigtes Armutszeugnis für die deutsche Sprache, wenn vor der Schwierigkeit zurückgeschreckt würde, an Stelle der fremden, für unser Volk z. T. kaum aussprechbare Namen wie Chelléen, Acheuléen, Moustérien, Aurignacien, Solutréen, Magdalénien zutreffende Namen zu finden, die von der geographischen Anknüpfung an die erste Fundstelle absehen und einen sachlichen Sinn haben.

Zu den Steinzeit-Benennungen ist nichts zu bemerken, da sich die deutschen Benennungen bereits in Aufnahme befinden.

Statt „indogermanisch" ist unschwer ein weniger irreführendes Wort, wie das bereits amtlich eingeführte „arisch", oder das in jeder Beziehung beste Wort „ur- oder auch vorgermanisch" schnell zur allgemeinen wissenschaftlichen Anerkennung zu bringen, wenn die Führenden sich verständigt haben.

Zu beseitigen sind vor allem die Fachausdrücke, die dem germanischen Anteil an einer Gruppe von Kulturgütern nicht nur keinen betonten Ausdruck verleihen, sondern gradezu den Gedanken an den germanischen Anteil erschweren. Obenan steht — ich greife hier zeitlich vor — das Wort Latène. Man kann unserem Volke, für das doch schließlich die Wissenschaft arbeitet, und noch nicht einmal dem Gebildeten, zumuten, daß bei dem Wort Latène nur an die Bemessung eines Zeitraumes und nicht zugleich an eine fremde Kultur gedacht werden soll. Hallstatt und Latène ergibt sich von selbst als altgermanische Zeit, geteilt in zwei Abschnitte. Ebenso einleuchtend kann die Bronzezeit „frühgermanisch" heißen.

Die Zeitbemessung „kaiserzeitlich" für germanische Funde bedeutet dem völkisch erwachten Empfinden eine klägliche Beeinträchtigung der germanischen Kulturehre. Als ob nicht ein Ausdruck wie etwa „hochgermanisch" in einwandfreier, vortrefflicher Weise seine Aufgabe erfüllen würde.

Völkerwanderungszeit mag zugelassen bleiben, weil die Bezeichnung wenigstens unser völkisches Selbstbewußtsein nicht kränkt; aber unanfechtbar ist ihr Wert auch nicht. Weitgermanisch klingt ungewohnt, würde aber immerhin einen guten Sinn haben. Gewiß kann noch ein besserer Ausdruck gefunden oder „hochgermanisch II" gesagt werden. Jedenfalls entspricht es dem psychologischen Bedürfnis der gegenwärtigen Aufgabe, daß das Wort germanisch" nach langer Unterdrückung unermüdlich hervorgehoben wird, wo es angeht.

Die beiden Fachausdrücke „merowingisch" und „fränkisch", die, auf germanische Dinge angewandt, nur Verwirrung und Schaden anrichten, sind am besten für germanische Verhältnisse ganz auszumerzen. Für die gemeinten Jahrhunderte von 500 bis 800 (also vom Tode des Westgoten Alarich bei Vougle-Poitiers, womit das Ende des Germanentums auf gallischem Boden besiegelt wurde) erbietet sich unzweideutig und treffend der Ausdruck „spätgermanisch".

Wer das „fränkisch" als Fachausdruck nicht ganz entbehren will, der muß um des Bedürfnisses deutscheingestellter Vorgeschichte willen einen Kulturwert entweder den romanisierten, bereits um 800 altfranzösisch sprechenden Westfranken, oder den damals

bis heute deutschsprachigen Rhein- und Mainfranken zuschreiben, und wenn das nicht angeht, gemeinfränkisch sagen. In vielen Fällen wird spätgermanisch völlig ausreichen. Gewisse Schwierigkeiten stehen solchen Reformen selbstverständlich entgegen.

Damit wäre der Weg zur Ordnung und Wahrung der germanischen Belange in der Geschichte der germanischen Endzeit beschritten, zumal Aussicht bestünde, daß ein so einleuchtendes handliches Wort wie „spätgermanisch" die germanischen Dinge nicht nur aus der merowingischen und fränkischen Vertarnung befreien, sondern auch das Wort „frühmittelalterlich", diesen Wechselbalg mit seiner verheerenden Wirkung auf archäologischem Gebiete, beseitigen wird.

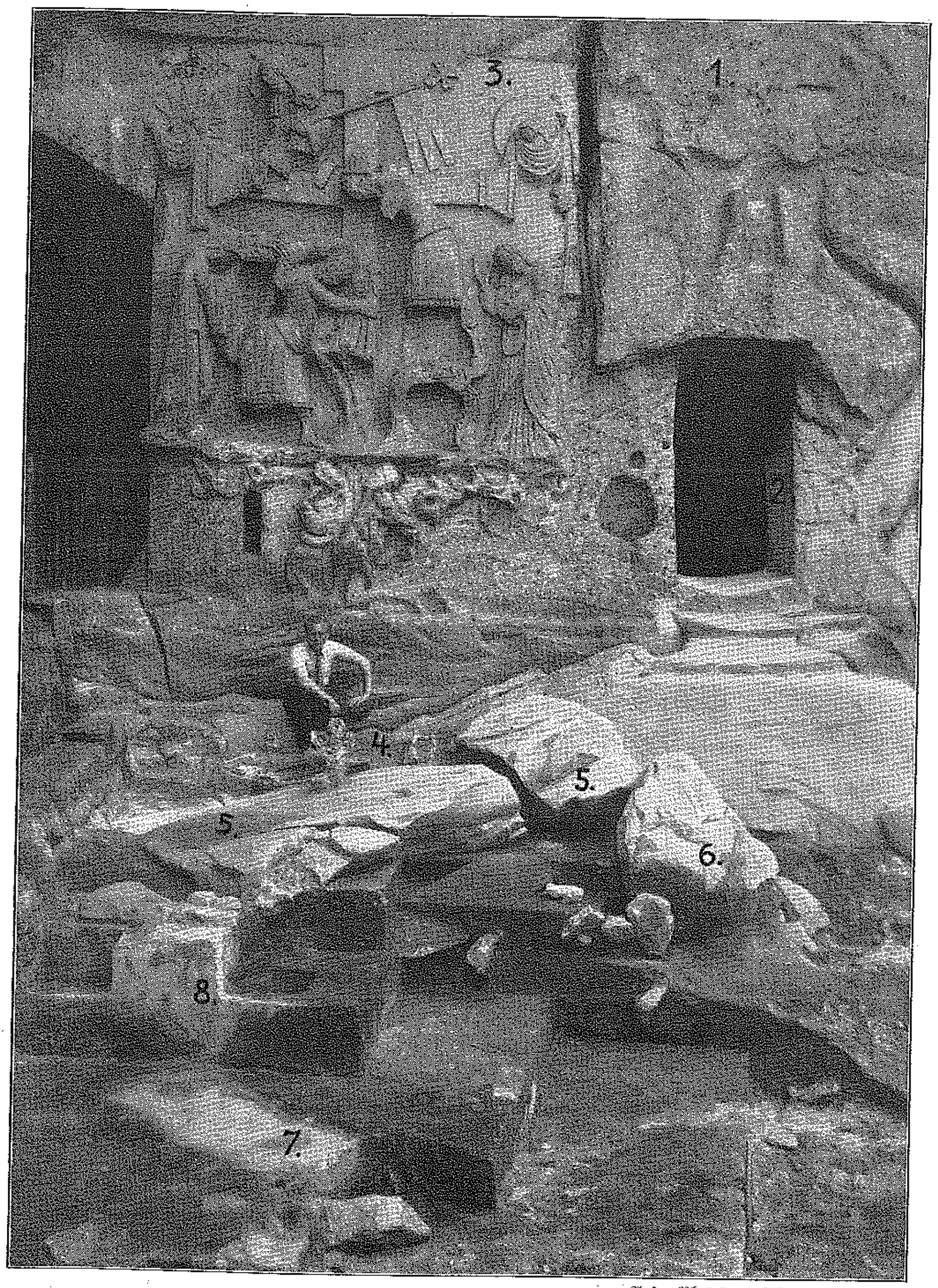
Auf spätgermanische Zeit folgt um 800 auch für Germanien die karolingische, dann die Sachsenkaiserzeit und die Salingerzeit, drei Perioden, die zusammen das wirkliche Frühmittelalter ausmachen. Wenn keramische Funde, wie es oft der Fall ist, sowohl frühmittelalterlich in diesem Sinne, als auch spätgermanisch, ebenfalls in vorgeschlagenem Sinne sein können, dann ist es auf das dringendste erwünscht, daß dies auch mit beiden Worten zum Ausdruck kommt. In deutschem Belange muß verlangt werden, daß nicht aus Bequemlichkeit oder Gleichgültigkeit grade der Unterschied als unerwogen erscheint, auf den es bei der uns obliegenden Entschleierung der germanischen Vergangenheit in erster Linie ankommt. Das Zugeständnis unserer Unfähigkeit, frühmittelalterliche und spätgermanische Scherben in unserem Sinne auseinander zu halten, ist durchaus keine Schande; aber eine einseitige Benennung solcher Kulturerzeugnisse als frühmittelalterlich oder gar mittelalterlich müssen wir künftig als eine ideelle Beraubung und sträfliche Nichtbeachtung der Bedürfnisse einer völkisch-wertvollen Germanenkunde ansehen.

Wir hegen die Hoffnung und Erwartung, daß über die nicht nur formlich, sondern auch sachlich wichtige Fachausdrucksreform in absehbarer Zeit eine Verständigung der verschiedenen vorgeschichtlichen Stellen und Richtungen stattfinden wird, nachdem Herr Dr. Reinerth bereits sein grundsätzliches Einverständnis mit einem dahingehenden Versuche ausgesprochen hat.

Wenn ich hier die Aufzählung von Reformwünschen abschließe, so muß ich betonen, daß sie weder auf Vollzähligkeit noch auf eine — im Rahmen dieses Vortrages ja unmögliche — ausreichende Begründung Anspruch erheben. Aber ein weiteres Hinausschieben ihrer Äußerung erscheint nicht mehr angängig, angesichts der schnellen Entwicklung der Dinge auf vorgeschichtlichem Gebiete und angesichts der Tatsache, daß ein erheblicher Teil der zahlreichen neuesten vorgeschichtlichen Bücher an entscheidenden Stellen den reformatorischen Geist vermissen läßt. Im Gegenteil, er wird mehrfach bekämpft und in einem Falle lächerlich zu machen gesucht. So besteht die Gefahr, daß die wohl von niemand ganz geleugneten unbefriedigenden Zustände in der Germanenforschung in unveränderter Weise trotz der unerhört günstigen Zeitlage fortbestehen bleiben, zum Schaden unseres Volkes.

Aus gleichem Grunde halte ich es für meine Pflicht, auf das hinzuweisen, was ich in neunjähriger Arbeit als unerläßlich zur Überwindung des Geschichtsirrtums erprobt habe. Ich will es Arbeitswünsche nennen. (Fortsetzung folgt.)

„Unsere Vorzeit soll nicht eine Angelegenheit der Gelehrten bleiben; sie soll nicht in tausend Büchern der Büchereien verstauben und in hundert Museen aufgespeichert werden und dort allmählich zerfallen und vermodern. Nein! sie soll ein lebendiger Besitz in den Herzen aller Deutschen werden, nicht bloß der Jugend in den Schulen, sondern des ganzen Volkes." **Professor W. Bothe, Berlin.**



Aufn. Photohaus Schönlau, Horn i. L.

Abb. 6. Grabungsgelände vor der Kreuzabnahme und dem ursprünglichen alten Eingang zur Höhle. Erläuterung: 1. Bildfelsen (Felsen 1). 2. Alter Eingang zur Höhle. 3. Kreuzabnahme. 4. Christl. Bestattungen (3 Skelette). 5. Zerbrochene Platte des Steintisches. 6. Rechter Tragstein des Steintisches. 7. Baumsarg. 8. Wasserrille, durch die der Baumsarg mit Sand ausgefüllt wurde.

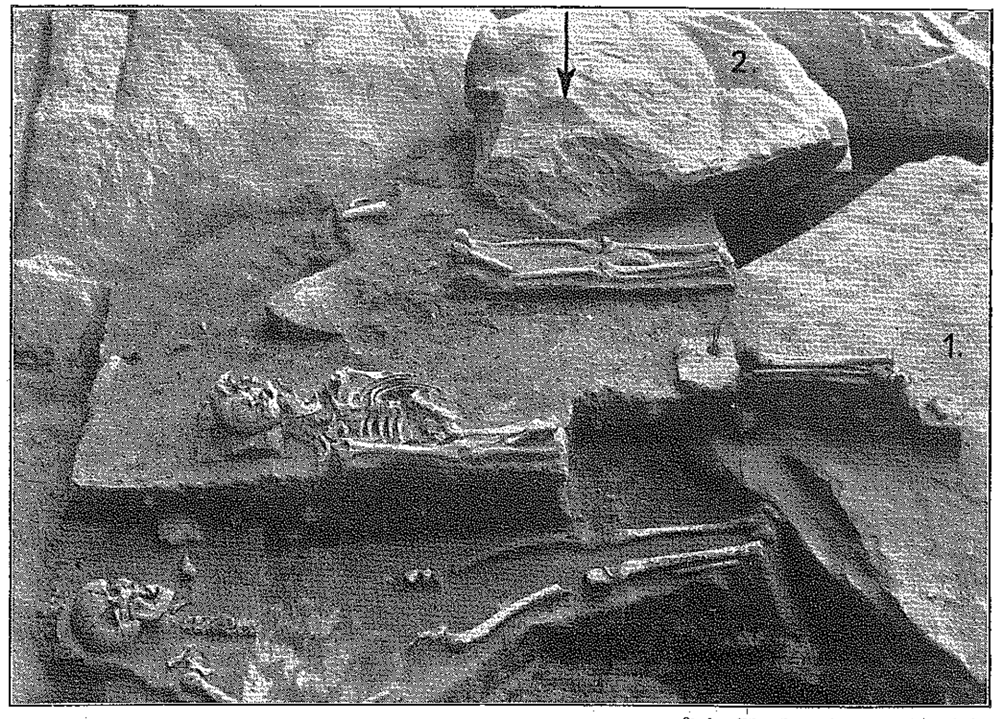
Grundsätzliches zur Frage der Externsteine (3. Teil)

Die Kreuzabnahme (Fortsetzung und Schluß)

Von Arendt Franssen

Mit 15 Abbildungen

Die Ausgrabungen im Gelände vor der Kreuzabnahme gestalteten sich, wie schon angedeutet, besonders aufschlußreich und erfreulich. Beim Abtragen des oberen Erdreichs, das sich als Aufschüttungsboden (zum größten Teil aus Bauschutt bestehend) erwies, wurden in 0,75 bis 1 m Tiefe eine Reihe menschlicher Bestattungen gefunden. Obwohl das Erdreich mit kleineren und größeren Steinbrocken stark durchsetzt war, konnten sechs Skelette, die sich zum Teil überschnitten und überlagerten, verhältnismäßig gut herausgeschält werden (Abb. 6 und 7). Da die Bestattungen teilweise übereinander lagen, so sind sie zeitlich getrennt anzunehmen. Die bei den Skeletten gemachten Funde, bestehend aus kleinen Eisenteilen, Nägeln und zwei Schnallen sowie schwach erhaltenen Holzresten mit Eisenbeschlagteilen von Särgen, rechtfertigen die Annahme, daß die Bestattungen in das fünfzehnte bis siebzehnte Jahrhundert zu setzen sind. Es fanden sich außerdem im Erdreich verstreut noch andere menschliche Knochen, die auf weitere Bestattungen schließen lassen. Wahrscheinlich sind sie bei früheren Grabungen, vielleicht auch beim Einlassen des steinernen Sockels, der das eiserne Gitter vor der Kreuzabnahme trug, umgelagert worden. Abb. 7 zeigt drei freigelegte Skelette am Fuße des Reliefs. In den hier Bestatteten können wir mit größter Wahrscheinlichkeit Klausner oder Mönche vermuten,

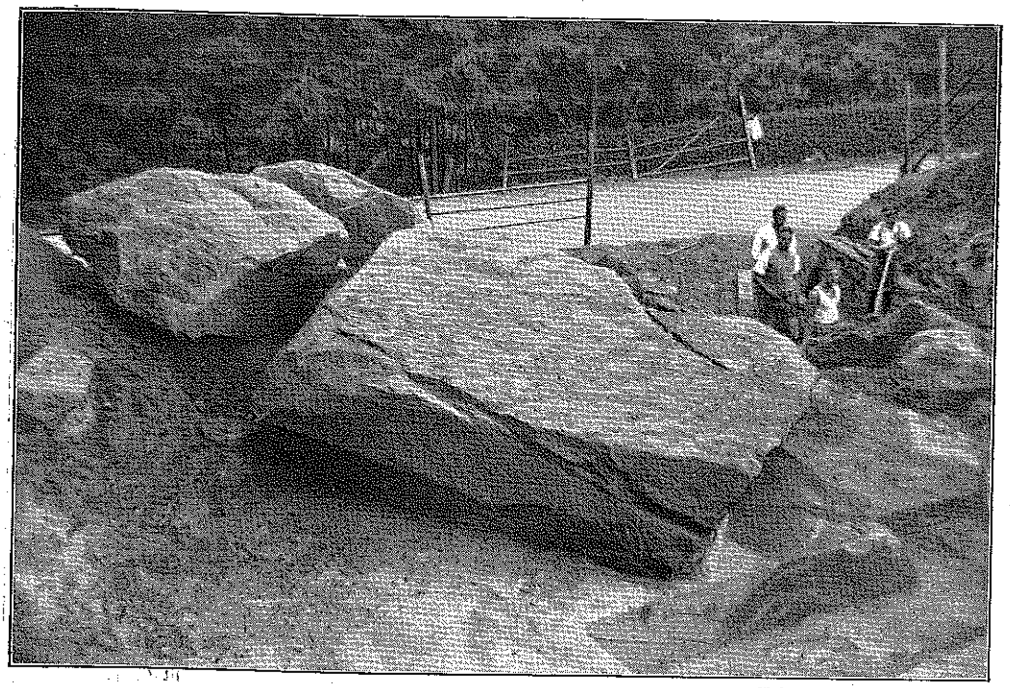


Aufn. Photohaus Schönlau, Horn i. L.

Abb. 7. Drei freigelegte menschliche Skelette (vermutlich Klausner oder Mönche, die im christlichen Zeitabschnitt an den Externsteinen gewirkt haben). Links oben anstehender Fels. Erläuterungen: 1. Großer Block. 2. Kleiner Block des Steintisches. Sehr deutlich ist die Lagerung der Skelette über dem Steintisch zu sehen.

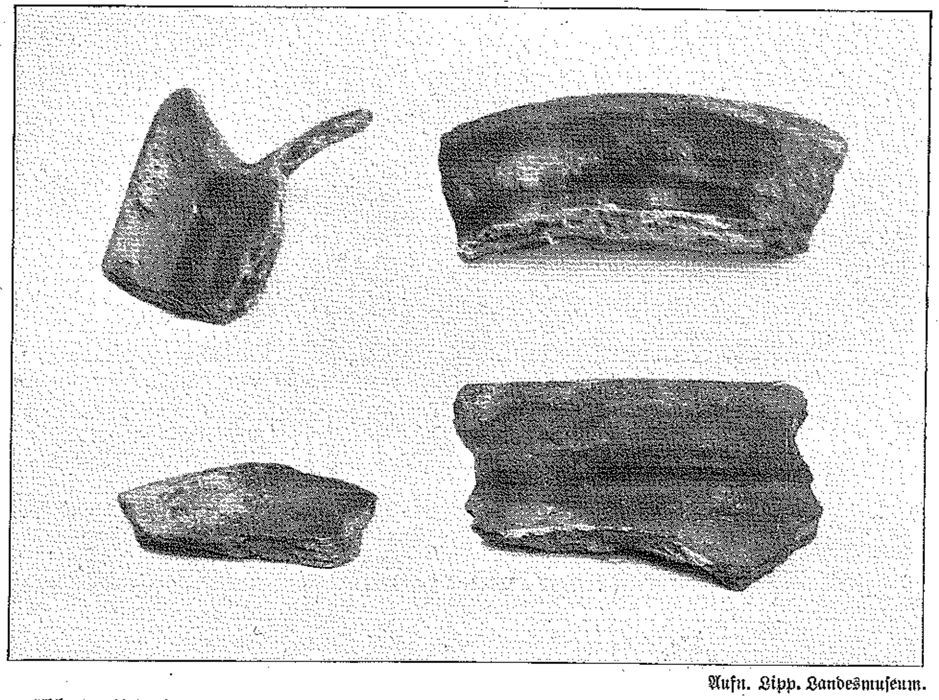
die wohl auf ihren Wunsch vor der Kreuzabnahme beigesetzt wurden. In der Kirchengemeinde Horn wie auch in der Umgebung der Externsteine ist von einem Brauch, vor dem Relief zu bestatten, nichts bekannt. Unsere Vermutung, in den Bestatteten Klausner zu sehen, besteht alo wohl zu Recht. Das Scherben- und Fundmaterial, welches der oberen Aufschüttungsschicht entnommen wurde, gehört in seinem Großteil der Zeit vom 12. bis zum 18. Jahrhundert an. Die Keramik ist fast ausschließlich auf der Töpferscheibe gefertigte Ware.

Sind alle diese Funde, besonders die Bestattungen in den christlichen Zeitabschnitt der Externsteine zu setzen, so gehören die in den tieferen Schichten gemachten Funde an dieser Stelle der vorgeschichtlich-germanischen Zeit an. Die Skelette fanden sich, wie schon gesagt, in auffallend geringer Tiefe unter der heutigen Erdoberfläche. Der Grund hierfür war außer dem anstehenden Felsen große Sandsteinblöcke (Abb. 7). Die Blöcke zeigten sich bei der weiteren Grabung und Freilegung als zusammengehörig und rechteckig roh zugehauen. Die Zurichtung und Bearbeitung ist mit dem Hammer, nicht mit dem Meißel geschehen. Der größte 3,15 m lange und 1,65 m breite und 0,60 m mächtige Stein erwies sich nach seiner gänzlichen Freilegung als die Platte eines gewaltigen zusammengestürzten Steintisches (Abb. 8). Die Platte ist mitten durchgebrochen und zwar im oberen Drittel (Abb. 8), ferner ist noch eine Ecke links unten zertrümmert (Abb. 6). Außer der eigentlichen Deck- oder Tischplatte fand sich ein großer Tragstein von 1,50 m Höhe, 1,75 m Breite und 0,90 m Dicke. Der Tragstein ragt etwa 0,75 m aus der vorgeschichtlichen alten Oberfläche. Somit ergibt sich einschließlich der Stärke der Deckplatte eine gesamte Höhe des Tisches von 1,35 m. Daß der Tisch sehr früh zu Bruch gekommen ist, und zwar bestimmt vor der Umgestaltung der Externsteine zum christlichen Heiligtum (Anfang 12. Jahrhundert nach Prof. Fuchs), geht daraus hervor, daß sich in dem



Aufn. W. Düsterfiek, Detmold.

Abb. 8. Die große, zerbrochene Deck- oder Tischplatte des Steintisches vor der Kreuzabnahme.



Aufn. Lipp. Landesmuseum.

Abb. 9. Scherben, darunter 3 Randstücke eines Kugeltopfes aus dem 9. oder 10. Jahrhundert nach Zeitwende.

Spalt, der die beiden Blöcke der Steintischplatte trennt, mehrere Scherben fanden, besonders drei schöne, zu einem Gefäß gehörige Randstücke eines Kugeltopfes, die wahrscheinlich dem 9., bestimmt aber dem 10. Jahrhundert zuzuteilen sind (Abb.9). Die gewaltsame Zertrümmerung des Tisches — alle Umstände weisen darauf hin — ist mit größter Wahrscheinlichkeit durch das Wegschlagen und Zerschlagen des einen fehlenden Tragsteines vor sich gegangen. Damit erklärt sich einmal das Fehlen dieses Tragsteines, ferner aber auch die Zertrümmerung der linken unteren Ecke, die Sprünge zeigt, wie sie als ganz bezeichnende Erscheinung beim Aufschlagen einer Platte auf eine Ecke entstehen (Abb. 6). Auf gewaltsame Zerstörung darf auch deshalb geschlossen werden, weil gerade das ganze Nachbargebiet zwischen Steintisch und Felsengrab das größte Zerstörungswerk an den Externsteinen überhaupt hat über sich ergehen lassen müssen; doch davon wird in nachfolgenden Veröffentlichungen die Rede sein. Gesteinstrümmer in nächster Nähe des vermutlichen Standortes des fehlenden Tragsteines ließen eine Zusammengehörigkeit damit nicht erschließen. Alle Versuche, die vielen einzelnen Stücke zusammenzusetzen, mißglückten. Die auf dem Steintisch sichtbaren Meißel- und Schlagspuren rühren nicht von der Zertrümmerung her, vielmehr stammen sie daher, daß bei der rechten äußersten Bestattung eine Ecke des kleineren Felsstückes fortgemeißelt wurde, um das Beisetzen des Sarges zu ermöglichen (Abb. 6 und 7, schwarzer Pfeil). Der Herkunftsort der großen Steintischplatte ließ sich nicht ermitteln, sie muß von einem der südöstlichen Felsen stammen; denn nur dort finden sich an den Felsen Bruchstellen, die auf so große Absprengungen schließen lassen könnten. Die alte, ursprüngliche Oberfläche fand sich vor der Kreuzabnahme und dem Steintisch in 1,40 m Tiefe. Sie lagert in etwa 5 bis 15 cm Dicke einem stellenweise mehrere Meter mächtigen Lößlehm auf (Abb. 10). Diese Kulturschicht barg verhältnismäßig wenige kleine Scherben, deren Alter noch nicht endgültig

bestimmt ist; sie gehören aber in die Jahrhunderte um Zeitwende (Christi Geburt). Da die Beschaffenheit des Lößlehms vor dem Steintisch stellenweise auf Umlagerung schließen ließ, wurden hier die Grabungen und Untersuchungen tiefer geführt. Es zeigten sich in 2,20 m Tiefe die nur schwach erkennbaren Spuren von mehreren Baumsargbestattungen, die aber fast restlos vergangen waren, und zwar so stark, daß sowohl ein zeichnerisches Aufnehmen wie auch die Herstellung von Lichtbild-Aufnahmen zur Unmöglichkeit wurden. In der Tiefe von 2,50 m wurde dann ein klar und deutlich erkennbarer Baumsarg freigelegt (Abb. 6). Die gesamte Baumsargmulde war mit weißem Sand (zergangener Sandstein) ausgefüllt. Diese Ausfüllung ist dadurch zustande gekommen, daß der Hohlraum des Baumsarges durch eine ziemlich tiefe Wasserrille angeschnitten war (Abb. 6) und so der weiße Sand in den Hohlraum eingespült wurde. Hat die Wasserrille die alte Oberfläche auch arg zerfurcht und zerstört, so verdankten wir hier einem glücklichen Zufall die Erhaltung der Form und die deutliche Abzeichnung des Baumsarges (Abb. 6). Das Holz des Sarges war zwar restlos vergangen, war aber durch die tiefbraunschwarze Verfärbung ausgezeichnet zu erkennen. Der Sarg war durch größere und kleinere Steine sowohl am mutmaßlichen Kopfende wie auch seitwärts gestützt und unterpackt worden (Zeichnung Abb. 11 und 12 und 13). Ein besonders großer Stein lag am Kopfende des Sarges und war selbst wiederum mit kleineren Steinen in schräge Stellung gebracht (Längsschnittzeichnung Abb. 12). Die Form des Baumsarges geben die Lichtbilder, die die einzelnen Stufen der Untersuchung zeigen, sowie die Zeichnungen wieder (Abb. 11 bis 16). Funde wurden leider im Baumsarg nicht gemacht, obwohl das gesamte Erdreich, sowohl der Ausfüllsand wie die umgebende Erde gewissenhaft durchsucht und mehrmals durchsiebt wurde. Der Sarg hatte eine Länge von 1,90 m und eine durchschnittliche Breite von 0,75 m. Die Stärke der Wandungen läßt sich auf 5 bis 8 cm schätzen. Der Baumsarg lag in Nordsüdrichtung (Abb. 17).

Da sämtliche Baumsärge keine Funde enthielten, können wir die Altersbestimmung nur schätzungsweise nach den Scherben vornehmen, die sich in den schwach erkennbaren Aushubgruben der Bestattungen fanden (Abb. 10). Die jüngsten Scherben lassen eine Zeitansetzung für die Baumsärge in das 5. oder 6. Jahrhundert n. Chr. zu. Es fand sich in den Aushubgruben nicht die geringste Spur des Aufschüttungsbodens der oberen Schicht, auch keine der jüngeren Scherben, die diesen Boden so reich durchsetzten, ferner verlor sich der Grubenrand, wie die Querschnittzeichnung zeigt (Abb. 10), unterhalb der alten Oberfläche.

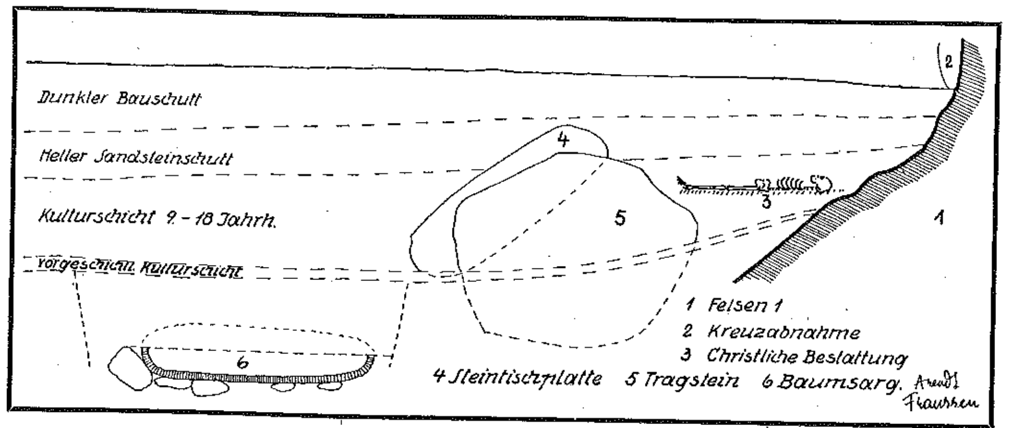


Abb. 10. Schichtenquerschnitt rechtwinklig zum Bildfelsen (Felsen 1) und zur Kreuzabnahme.

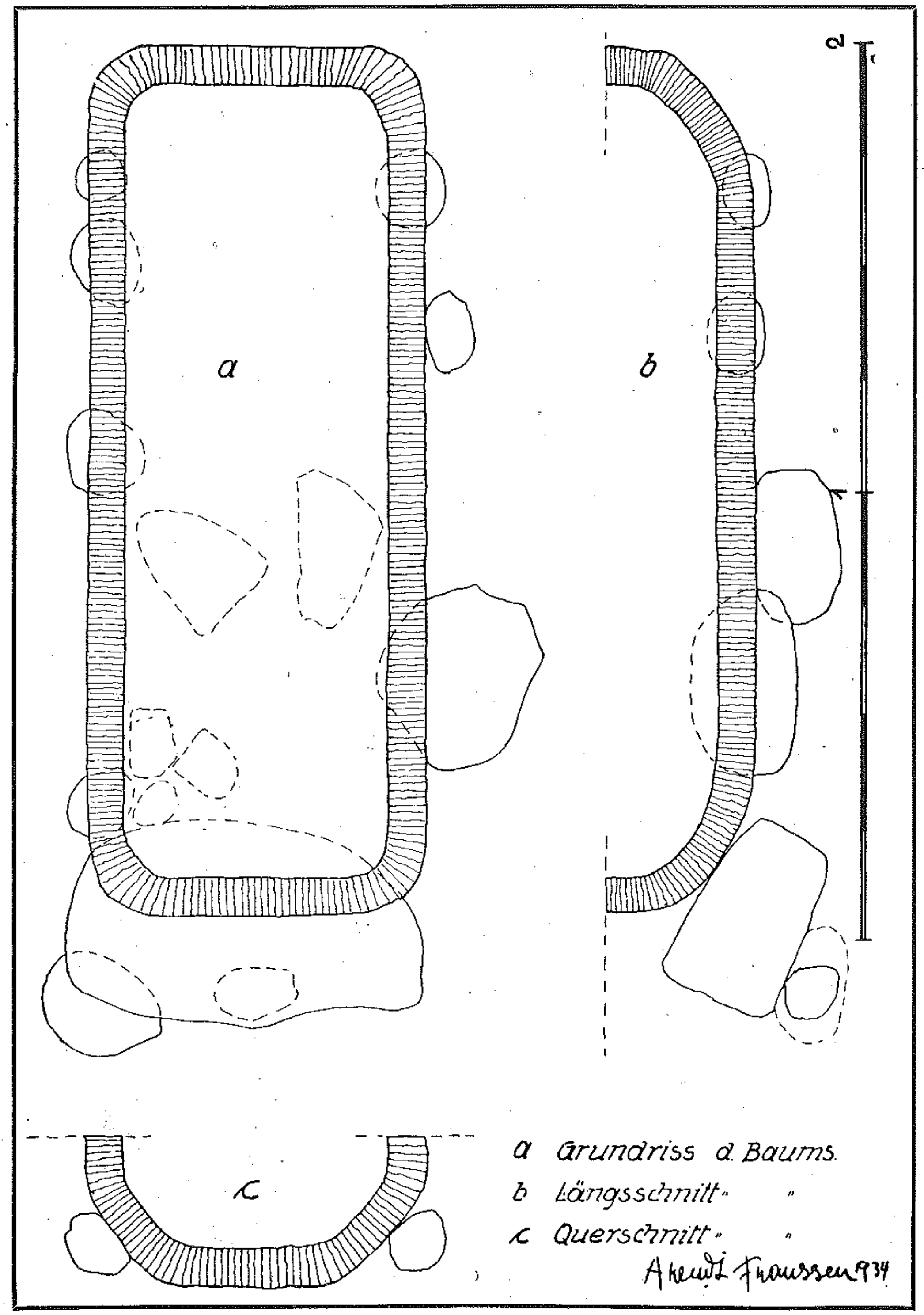
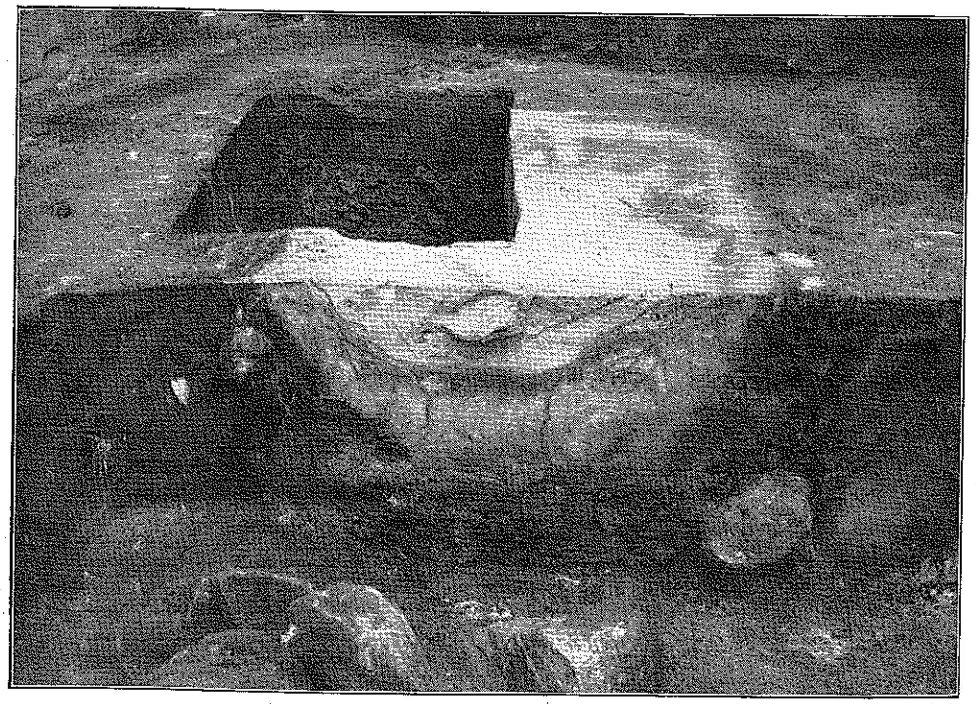


Abb. 11—13. Grundriß und Schnitte des Baumsarges.

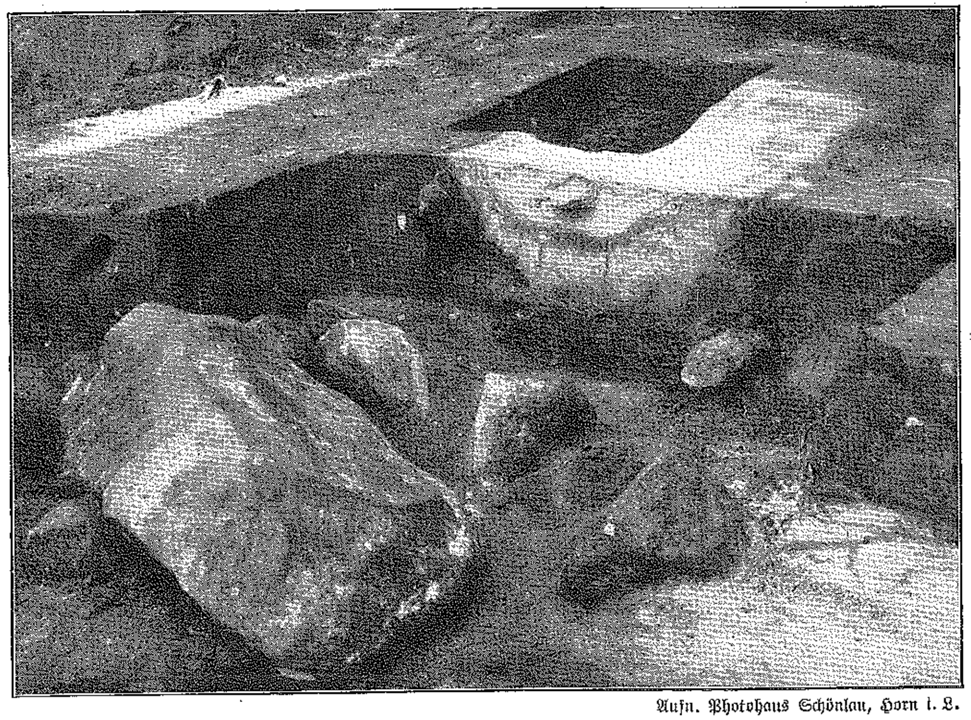
Ob sich unter dem gewaltigen Steintisch weitere und ältere Bestattungen finden, konnte leider noch nicht festgestellt werden, da ein Untersuchen des Erdreichs unter der Tischplatte zur Zeit nicht angängig ist. Das könnte erst vor sich gehen, wenn dies ehrwürdige Denkmal des germanischen Zeitabschnittes der Externsteine wieder zusammengesetzt und aufgerichtet ist. Daß das Zusammensetzen und Wiederaufrichten des Steintisches eine Selbstverständlichkeit ist, braucht nicht erst betont zu werden.

So haben wir denn nach allem gerade vor der Kreuzabnahme den klaren einwandfreien Beweis der zwei großen Zeitabschnitte an den Externsteinen, oberhalb des Steintisches das Kreuzabnahmebild und die nach Nordosten schauenden christlichen Bestattungen von Klausnern und Mönchen, unterhalb der gewaltige germanische Tisch und die nach Süden schauenden vorchristlichen Beisetzungen. Wie nun wohl mit Recht anzunehmen ist, daß die Klausner und Mönche sicherlich den Wunsch gehabt haben, hier an der Stätte ihres Wirkens vor der Kreuzabnahme bestattet zu werden, so können wir auch wohl mit dem gleichen Recht die Baumsargbestattungen unterhalb des großen Steintisches zusammenbringen mit dem Kult an den Externsteinen und den Menschen, die ihm hier gedient haben. Ferner darf aber auch aus den vorchristlichen Beisetzungen und dem Steintisch geschlossen werden, *daß gerade diesem Platze an den Externsteinen im germanisch-heidnischen Zeitabschnitt eine ganz besondere Bedeutung zuzumessen ist, die ihrerseits wiederum die Anbringung des Kreuzabnahmebildes gerade an dieser Stelle oberhalb des germanischen Steintisches erklärt.*



Aufn. Photohaus Schönlau, Horn i. L.

Abb. 14. Querschnitt des Baumsarges von Norden (Kopfende) gesehen.



Aufn. Photohaus Schönlau, Horn i. L.

Abb. 15. Querschnitt des Baumsarges von rechts seitwärts gesehen, links vorn im Bilde der große Kopfstein, der selbst wieder gestützt ist.

Bei der endgültigen Ausgestaltung des Geländes um die Externsteine wird auch dieser alte germanische Steintisch wieder aufgerichtet. Und so wird sich dann dem Besucher der Externsteine ein Bild bieten, wie sonst nirgends in Deutschland. Einmal das Bild der Kreuzabnahme, ein für seine Zeit unvergleichliches Kunstwerk, das Sinnbild einer neuen Zeit. Und davor: der riesenhafte, wuchtige Steintisch, ein Sinnbild germanischen Brauchtums, ein heiliger Rest unseres ureigensten Volkstums.

Wohl mit Recht sind wir am Ende der Beschreibung der Grabungsergebnisse zu der Schlußfolgerung gekommen, daß die Bodenfunde, die vor der Kreuzabnahme gemacht wurden (vor allem der großer germanische Steintisch), gerade diesen Platz als außerordentlich wichtig und bedeutungsvoll erscheinen lassen, und daß das Flachbild allein diesem Umstand seinen Platz verdankt. Denn wenn in germanischer Zeit diese Stelle des heutigen Kreuzabnahmebildes nicht von besonderer Wichtigkeit gewesen wäre, so hätte man sicherlich einen anderen und glücklicheren Anbringungsort für das Relief ausgewählt. Es hätte viel näher gelegen, dieses große und überragende Bildwerk nicht versteckt hinter den Felsen anzubringen, sondern dort, wo es jeder Wanderer unmittelbar am Wege sehen mußte, nämlich im Tal an der NW-Ecke des Felsens 1, an dem die alte Straße Paderborn—Hameln vorüberführte. Überdies ergibt sich aus der Folge der Erdschichten, daß der Vorplatz vor der Kreuzabnahme nicht immer die heutige Gestalt hatte, sondern erst von 1100 ab im Verlauf der Jahrhunderte allmählich aufgeschüttet wurde, stellenweise bis zu 8 m hoch. — Kehren wir nunmehr zum Bilde selbst und zu der Irminsuldarstellung zurück.

Prof. *Fuchs* wendet gegen die Deutung des Gebildes, auf dem Nikodemus steht, als Irminsul hauptsächlich folgendes ein. Zunächst sei es in der Zeit, in der die Kreuz-



Aufn. Photohaus Schönlau, Horn i. L.

Abb. 16. Letzte Stufe der Baumsargausgrabung, vom Fußende (Süden) gesehen. Sehr deutlich gibt das Bild die Lage der Steine wieder, die den Sarg gestützt haben.

abnahme gearbeitet worden sei, nicht notwendig gewesen, überhaupt irgendein Sinnbild der Überwindung des Heidentums auf dem Relief anzubringen. Fuchs sagt wörtlich (Seite 70):

„Sodann wäre im Zeitalter der ersten Bekehrung eine Andeutung des Sieges über das Heidentum durch Zerstörung der Irminsul schon eher anzunehmen. Die Bekehrungszeit liegt aber zur Zeit der Entstehung unserer Plastik schon volle dreihundert Jahre zurück. Wir befinden uns im Zeitalter der Kreuzzüge, in dem das Abendland selbst so durch und durch christlich geworden war, daß es sich mit einer für uns fast unbegreiflichen allgemeinen Begeisterung dazu erhob, mit ungeheurem Kraftaufwand das ferne heilige Land aus den Händen der Türken zu befreien. Wenn das auch nicht ausschließt, daß sich hier und da in Schlupfwinkeln Reste heidnischen Kultes oder Aberglaubens — vielleicht auch an den Externsteinen — bis in diese Zeit erhalten hatten, so hatte man doch im 12. Jahrhundert, da der Sieg des Christentums längst endgültig entschieden war, kaum Neigung oder Bedürfnis, diese Ausmerzung letzter Reste des Heidentums als eine große Sache anzusehen, würdig in einer großen christlichen Darstellung verewigt zu werden."

Dem können wir entgegensetzen, daß Karl nach einem dreißigjährigen Ringen mit den Sachsen und dem endgültigen Siege, der ihm schwer genug geworden ist, wohl nie den Gedanken gehabt hat, nun den schwer errungenen Frieden auch noch durch solche Darstellungen (gebeugte oder zerbrochene Irminsul) unnütz zu stören und wohl aus Klugheit nicht duldete, daß dies von seiten der Kirche geschah. Prof. Carl Schuchhardt, dem wir wirklich keine Voreingenommenheit bezüglich einer Irminsuldarstellung vorwerfen können, schreibt in seiner „Vorgeschichte von Deutschland" (Seite 300):

„Karl d. Gr. hat in der Mitte seiner Sachsenkriege, als er Hindernisse auf Hindernisse sich türmen sah und als er nun doch Wittekind zur Unterwerfung und Taufe gebracht hatte, seine Politik den Sachsen gegenüber herumgeworfen. Er hatte ihnen 777 auf dem Reichstage in Paderborn an-

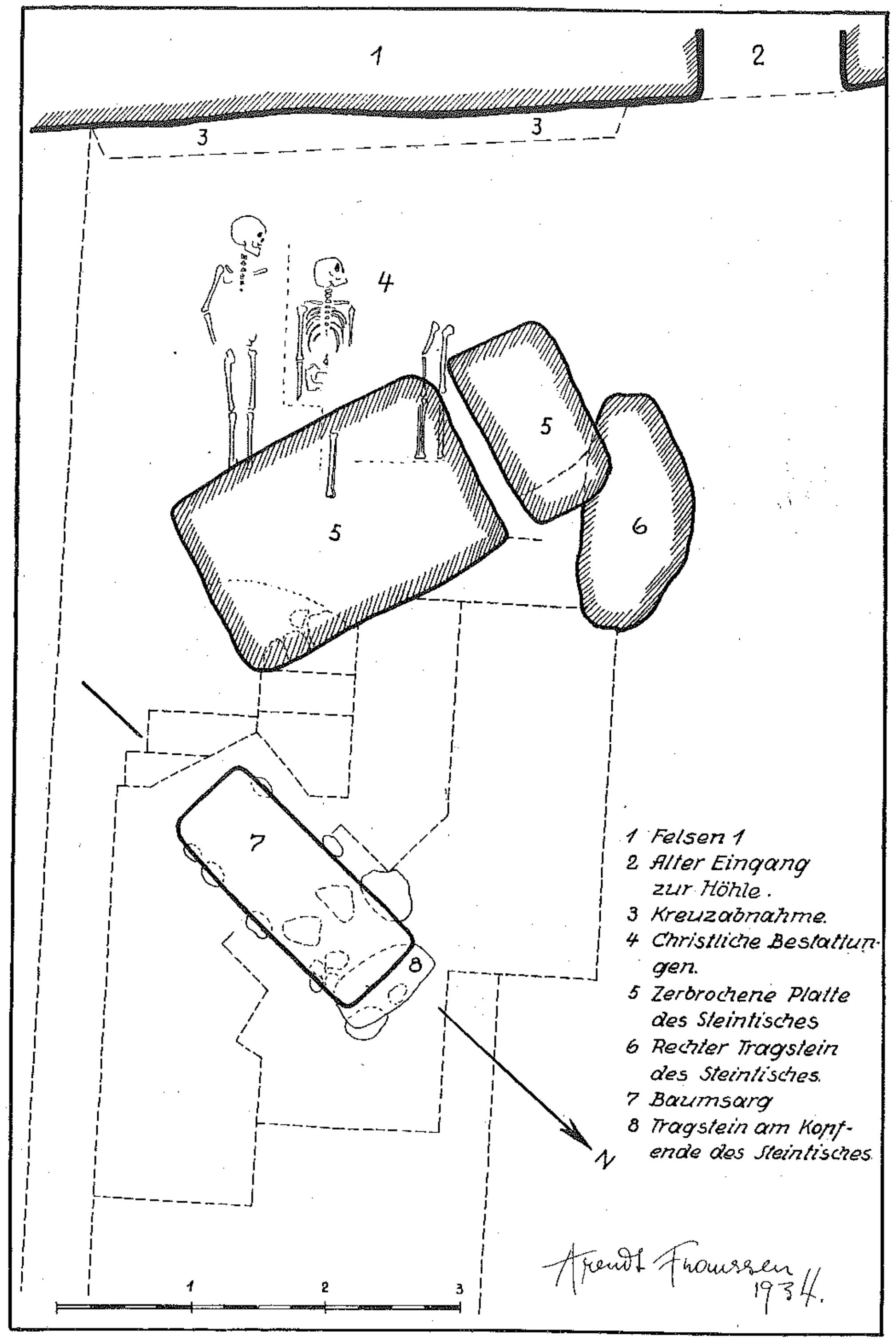


Abb. 17. Plan des Grabungsgeländes vor der Kreuzabnahme.

gedroht, er werde sie patria et libertate privare, wenn sie sich nicht vollständig unterwürfen. Er hat in jener Zeit immer von Befehlen und Verordnungen gesprochen. Nach den 15 Jahren des Krieges hat er Wasser in seinen Wein gegossen. Er wollte sich nun damit begnügen, daß sie ihn als ihren König anerkannten, so wie die Franken es täten, und daß sie den Sachsen Zehnten an die Kirche zahlten, so wie die Franken es auch täten. Ihre große Landesversammlung, die über Krieg und Frieden beschloß, sollten sie allerdings aufgeben und Aufgebot und auswärtige Politik ihm überlassen. Aber im übrigen sollten sie ihre Selbstverwaltung behalten, ihre Gaugrafen und ihre Gaugerichte."

Nach drei Jahrhunderten aber konnte die Kirche solchen Triumph getrost in einer gebeugten Irminsul darstellen, ohne das Empfinden des nun schon lange bekehrten Volkes tiefer zu verletzen. Aber es kommt nun noch etwas sehr Wichtiges hinzu. 1115 ist die Weihung der christlichen Kultstätte an den Externsteinen vor sich gegangen, und wir dürfen annehmen, daß bei der Einweihung, wie so oft bei Kirchenbauten, die letzte äußere künstlerische Bildausschmückung noch nicht vorhanden war; das Relief war sicherlich wohl die letzte Arbeit. Der Abschluß und die Bekrönung der ganzen christlichen Kultstätte durch dieses Bildwerk ist also wohl einige Jahre später eingetreten. Nun waren aber gerade in diesen Jahren Glaubensfragen: germanisch-heidnisch oder christlich und damit auch die Frage der Irminsul sehr an der Tagesordnung. Allenthalben im Westen und Osten Deutschlands hören wir vom Stürzen und Wiederaufrichten von Götterbildern und Kultsäulen. Auch bei den Sachsen hören wir aus dem Jahre 1114 von einem großen Rückfall in ihren alten Glauben. Erich Jung schreibt in seinem Buche „Germanische Götter und Helden in christlicher Zeit", Abschnitt 26: „Die Zuverlässigkeit der Volksüberlieferung in Sage und Sitte" (Seite 321):

„... Nachdem sie im Welfesholze im Jahre 1114 über den fränkischen König gesiegt hatten, hatten die Sachsen einen starken Rückfall in ihren alten Götterglauben, den ihnen der Franke mit Waffengewalt genommen hatte; sie errichteten, wie Heinrich von Herford berichtet, den Thiodute oder Thiodut, das Bild eines Kriegers mit dem Schwerte auf einer Säule. Dieses Steinmal war damals ganz sicher ein unmittelbarer Nachkomme der Irmensul, die die Sachsen im Jahre 531 nach ihrem Siege über die Thüringer errichteten und der Irmensul von der Eresburg, dem sächsischen Volksheiligtum, das Karl der Franke im Jahre 772 zerstörte."

Dieser Bericht läßt uns doch die Zeit, in der die christliche Anlage an den Externsteinen gewählt wurde, 1115 also, nachdem der Aufstand niedergeschlagen war, für die symbolhafte Darstellung der gebeugten Irminsul als besonders günstig erscheinen.

Es entzieht sich meiner Kenntnis, ob wir es in dem mittelalterlichen Chronisten Heinrich von Herford mit einem Mönche zu tun haben, ich möchte es aber, da es die meisten Chronisten dieser Zeit sind, auch hier annehmen. Daß er uns dabei von einer Säule mit Mann und Schwert berichtet, ist weiter nicht auffällig, denn bis in die heutige Zeit hielt man ja die Irminsul für eine Hermannssäule, also für ein menschliches Standbild (s. Rolandssäulen).

Wenn Prof. Fuchs ferner von der Begeisterung redet, die durch die Lande ging und alle Kräfte freimachte, um die Türken (die „Ungläubigen") aus dem heiligen Lande zu jagen, so ist auch gerade da anzunehmen, daß die Prediger, die zu den Kreuzzügen aufriefen, an die großen Siege des Christentums über den Unglauben im eigenen Lande erinnerten. Haben wir es doch alle bei Ausbruch des Weltkrieges erlebt, wie wir uns der großen Taten unserer Vorfahren erinnerten oder durch flammende Reden daran erinnert wurden. Aber diese Begeisterung hatte bei den Sachsen noch lange nicht solche Erfolge, wie Prof. Fuchs es hinstellt. Ziehen wir wieder Prof. Schuchhardt heran. Er schreibt in seinem Buche Seite 318:

„1126 ist aber Kaiser Lothar dorthin gekommen und hat „eine Burg mit Heiligtum" zerstört. Das ist offenbar in Gützkow gewesen, westlich Greifswalds, denn als 1128 Otto von Bamberg nun hier erscheint, erklärten sich die Gützkower zu allem bereit, wenn er ihnen nur gestatte, ihr schönes großes Heiligtum, das eben erst neu aufgebaut sei, zu behalten. Er war aber hartherzig, und sie mußten es abreißen.

Nach dem Abzuge des Bischofs sind aber schon wenige Jahre später die ganzen Landstriche ins Heidentum zurückgefallen. Der christliche Pommernherzog Wratislaw wurde um 1130 bei Stolpe an der Peene erschlagen, und selbst in Obotritien, wo doch vor 70 Jahren schon ein Bischof in der Mikilinburg gesessen hatte, fiel unter Niklot und Pribislaw alles wieder vom Christentume ab. Als daher 1147 durch Bernhard von Clairvaux ein neuer Kreuzzug ins heilige Land gepredigt wurde, weigerten sich die Sachsen dort mitzutun und erklärten einen Kreuzzug gegen die Wenden für viel notwendiger als gegen die Türken. Es wurden dann in der Tat zwei Kreuzzüge, einer ins heilige Land und einer ins Wendenland, unternommen. Hier marschierte man von Magdeburg aus gleich auf Demmin — von Rethra und den Redariern ist nicht mehr die Rede —, zerstörte unterwegs Malchow mit einem Tempel und belagerte vergeblich Demmin und Stettin."

Die Sachsen haben auch hier ihren Kopf durchgesetzt und den Kreuzzug gegen die Wenden sicherlich aus Selbsterhaltungstrieb unternommen. Denn alle Kriege dieser Zeit sollten einzig und allein dem Vordringen der Wenden ein Ende machen und verlorenes Land zurückzugewinnen suchen. Die Zeit, in die die Anbringung des Symbols des Sieges über das Heidentum auf der Kreuzabnahme fällt, ist also durchaus kein Gegenbeweis gegen die Irminsuldeutung; sondern es war niemals eine Zeit günstiger als gerade diese. Das bestätigen auch die vielen Darstellungen des Triumphes der Kirche über das Heidentum in Plastik und Malerei in jener und sogar noch späteren Zeiten.

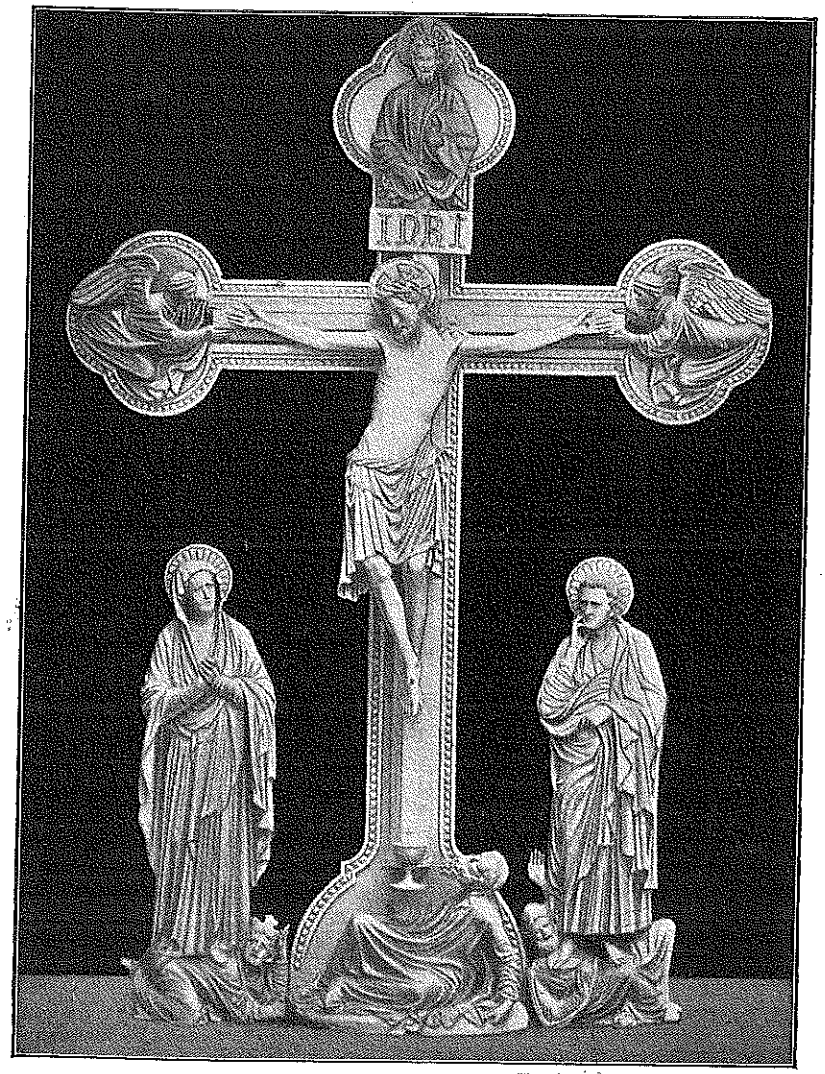
Prof. Fuchs schreibt dann weiter:

„Ausschlaggebend ist aber schließlich folgende Erwägung. Die christliche Kunst hat oft genug den Sieg über das Böse dadurch dargestellt, daß es vom Sieger mit Füßen niedergetreten wird. Aber dann ist auch immer der Niedertretende der Sieger. Wenn ein Heiliger auf der Personifikation eines Lasters steht, dann soll das allemal andeuten, daß er dieses Laster besiegt hat. Der Sieger über das Heidentum ist aber durchaus und allein Christus und nicht Nikodemus. Einem christlichen Künstler konnte es niemals in den Sinn kommen, Nikodemus als Überwinder des Heidentums hinzustellen. Eine Darstellung dieses Sinnes wäre geradezu als Häresie empfunden worden. Zudem enthält ja die Kreuzabnahme eine deutliche Andeutung des Sieges Christi, nicht über das Heidentum, sondern über den Teufel, der auch nach Überwindung des Heidentums für den Christen noch ein stets zu fürchtender Widersacher war und dessen Überwindung durch Christus daher immer ein zeitgemäßes Thema blieb. Mitten unter dem Kreuze sehen wir Adam und Eva vom Teufel in Gestalt eines Drachenungeheuers umschlungen. Diese Anordnung des Höllendrachens mitten unter dem Kreuze ist der romanischen Kunst durchaus geläufig. Sie soll in der Tat den Sieg Christi versinnbildlichen."

Dem möchte ich zuerst eine der vielen eben erwähnten ähnlichen Gestaltungen entgegensetzen und hier Worte und Ansicht eines Kunstgeschichtlers heranziehen. Paul Brandt schreibt in „Sehen und Erkennen" (Seite 206) (zu Abb. 18, die ebenfalls seinem Buche entnommen ist) folgendes:

„Diese einfachen Elemente erhalten nun eine wundervolle künstlerische und symbolische Ausgestaltung in der Kreuzgruppe zu Wechselburg. Das einfache Kreuz wird hier durch einen untergelegten, mit schmalen Kerbschnittband umränderten Rahmen an allen vier Enden so ausgebildet, daß es zu einem förmlichen Symbol der christlichen Heilsgeschichte wird; zwei von rechts und links heranfliegende Engel halten den Querbalken des Kreuzes, oben erscheint, milde herabblickend, in der Hand das Symbol des Heiligen Geistes, Gott-Vater, während der am Fußende gelagerte Adam in einem Kelche das erlösende Blut für die sündige Menschheit auffängt. So konzentriert sich in der Mittelachse der ganze Heilsplan der Erlösung. Die durch ihn überwundenen Weltanschauungen des Heidentums und des Judentums krümmen sich in drastischer Symbolik zu Füßen des Kreuzes, zugleich der triumphierenden Kirche in den Gestalten von Maria und Johannes als Fußschemel dienend: links das gekrönte babylonische Weib der Offenbarung Johannis, rechts das sein Wehgeschrei mit klagender Gebärde begleitende Hohepriestertum der Juden.

Der neue Geist der Wechselburger Gruppe spricht am deutlichsten aus den am Fuße des Kreuzes gelagerten Figuren. Es kümmert den Künstler wenig, daß sie für Maria und Johannes keinen gesicherten Stand abgeben, er will vor allem den Gläubigen die Heilswahrheiten so packend wie möglich zu Gemüte führen, den Leib zum Ausdruck des innern seelischen Erlebnisses, in diesem Falle des tiefempfundenen christlichen Symbols machen. Der erst von der Renaissance entwickelte Unterschied illusionistischer und statuarischer Auffassung ist ihm



Aus Brandt: Sehen und Erkennen.

Abb. 18. Die Kreuzgruppe zu Wechselburg.

fremd; er sucht vielmehr die hoheitsvolle Ruhe der heiligen Gestalten durch die qualvolle Unruhe der gekrümmten und getretenen zu heben. Ganz Seele ist die in ihrem Tun völlig hingegebene, ebenso würdige wie geschmeidige Figur des ersten Menschen."

Die Wechselburger Gruppe mit den beiden Heiligenfiguren links und rechts des Kreuzes ist ein schlagender Beweis gegen die Meinung von Fuchs.

Wir sehen hier Maria und Johannes, die doch wirklich nicht Besieger und Überwinder des Heiden- und Judentums sind, auf den Personifikationen dieser Hauptgegner des Christentums stehen und nicht Christus selbst. Man kann aber auf Grund der Wechselburger Gruppe noch einen anderen Einwand von Prof. Fuchs entkräften. Fuchs sagt (S. 70):

„Wer aber in diesem umgebogenen Gegenstand die Irminsul sehen will, kann es nur in dem Sinne tun, daß hier der Sieg des Kreuzes Christi über die Irminsul, der Triumph des

Christentums über das Heidentum, angedeutet sein soll, und in der Tat behauptet man dies ja auch. Eine solche Auffassung ist aber unbegründet und abwegig. Einmal würde doch der Sieg nur durch eine zerbrochene Säule als endgültiger gekennzeichnet sein, nicht aber durch ein bloßes Umbiegen."

Die symbolhaften Personen des Heiden- und Judentums auf der Wechselburger Gruppe sind auch nicht zerbrochen und tot, sondern gebeugt und gekrümmt dargestellt, genau wie das Sinnbild des Heidentums, die Irminsul, am Bild der Externsteine. Wir können also diese Einwände als widerlegt ansehen.

Aber nun zurück zu dem Einwand, daß nur der eigentliche Sieger auf dem Sinnbild des Besiegten stehen dürfe. Fragen wir uns: wer war hier in Sachsen der Sieger?, so lautet die Antwort: Das Kreuz siegte über die Irminsul. Und dieser Sieg ist auch tatsächlich klar und deutlich zum Ausdruck gebracht. Lassen wir einmal beide Sinnbilder allein für sich sprechen, entfernen wir einmal alle Figuren von dem Sinnbild und versetzen wir uns in den Bildaufbau als solchen, der für den Künstler das Wesentliche war. Es bleibt uns dann das Nebeneinander

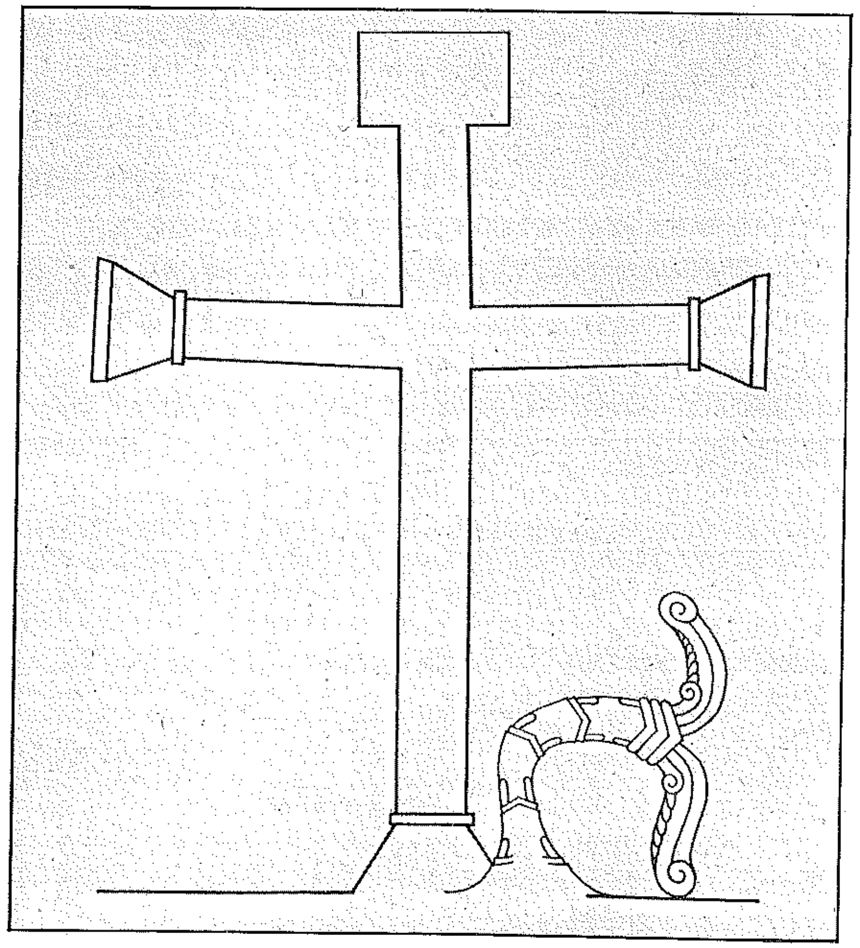


Abb. 19. Irminsul und Kreuz vom Kreuzabnahmebild der Externsteine, genau nach dem Bildwerk für sich gezeichnet.

und zugleich auch das überraschende Verhältnis beider Sinnbilder zueinander (Abb. 19). *Zu diesem Bild brauchen wirklich nicht viele Worte gemacht zu werden. Es zeigt — den ganzen Bildraum ausfüllend — die überragende Größe des aufrechten Kreuzes, den Sieger, und daneben, an seinem Fuße, den Besiegten, die kleine und gebeugte Irminsul.* Nun wird dem Beschauer auch klar, daß nicht Nikodemus der Sieger ist, der das Sinnbild des Heidentums niederbeugt und niedertritt, obwohl er auf dem Sinnbild steht, wie Maria und Johannes bei der Wechselburger Gruppe. Wäre er der „Niedertretende“, so müßte die Irminsul nach der entgegengesetzten Seite gebeugt sein, weil eine solche Stellung der Irminsul allein dem natürlichen Vorgang des Niedertretens entspräche. *Der Künstler hat also auch hier kein Bedenken gehabt, nicht den Sieger, sondern eine andere Person auf ein schon durch eine stärkere Kraft zur Erde gebeugtes, heidnisches Sinnbild zu stellen.* Um die Zusammengehörigkeit der beiden Sinnbilder Kreuz und Irminsul zum Ausdruck zu bringen, hat der Bildhauer sie so nahe zusammen gestellt, wie es nur eben technisch möglich war. An den Wurzeln, so dürfen wir die Füße beider Sinnbilder nennen — sind es doch als Sinnbilder zweier Weltanschauungen sozusagen zwei „Lebensbäume“ —, überschneiden sie sich sogar wesentlich, *vor allem aber berührte ehemals der linke Christusfuß, der heute abgewittert ist, die Wurzel der Irminsul.* Geschickter konnte der Künstler im Rahmen der ganzen Bildkomposition die „Überwindung“ nicht zum Ausdruck bringen. *Aus der Wurzel der Irminsul, die überwunden zur Seite gedrängt zusammensinkt, wächst machtvoll der neue Lebensbaum, das Kreuz empor.* Es war für den Künstler eine Unmöglichkeit, Kreuz und Irminsul noch näher aneinander zu bringen, es wären sonst die Füße und Beine der Christusfigur durch die Irminsul überdeckt worden. Da nun Prof. Fuchs selber sagt, daß der ganze Bildaufbau der Kreuzabnahme tief durchdacht und das gesamte Erlösungs- und Überwindungswerk wiedergäbe, so können und dürfen wir nicht annehmen, daß die so überaus wichtige Tatsache der Überwindung des Heidentums, die auch auf der Wechselburger Gruppe so große Beachtung findet, nicht zum Ausdruck gebracht worden sei. Und dieser Sieg über das Heidentum fehlt in der ganzen Darstellung vollkommen, wenn das gekrümmte Gebilde an der Wurzel des Kreuzes nicht ein Sinnbild des Heidentums, nicht die Irminsul ist. Für die Entstehungszeit wäre das Fehlen eines Sinnbildes des Triumphes der Kirche über das Heidentum gerade bei dem einzigartigen Großbildwerk an den Externsteinen nicht nur auffällig, sondern auch gar nicht zu verstehen. Ein ganz wesentlicher Gedanke bei einer solchen Darstellung damaliger Zeit wäre nicht zum Ausdruck gekommen. Denn der untere Teil des Bildwerks, der die Stammeltern zeigt, verkörpert nur das Gnaden- und Erlösungswerk, ihnen schlägt die Erlösungsstunde, sie dürfen teilnehmen am Siege. Das kommt sowohl in der Wechselburger Gruppe wie auf der Kreuzabnahme in Ausdruck und Gebärde tief empfunden zur Darstellung. Wir dürfen nach allem in dem gebeugten Gebilde einzig und allein das Sinnbild des germanischen Heidentums sehen und zwar die Irminsul des Sachsenvolkes.

Haben wir nun in dem Gebilde, auf dem Nikodemus steht, wirklich eine Irminsul vor uns, so müssen wir annehmen, daß der Künstler uns ein *getreues Bild des Sinnbildes* gegeben hat. Daraus muß weiter gefolgert werden, daß die Formgebung der Irminsul nur germanisch-nordisch sein kann. Mag der Künstler immerhin die Gestaltung des Sinnbildes seiner ganzen Arbeit angepaßt haben, das Grundelement, das Nordische, müßte durchklingen, und es klingt auch stark und machtvoll durch. Dieses gebeugte Sinnbild ist aufgerichtet von einer so edlen Gestalt und Form, daß es einen

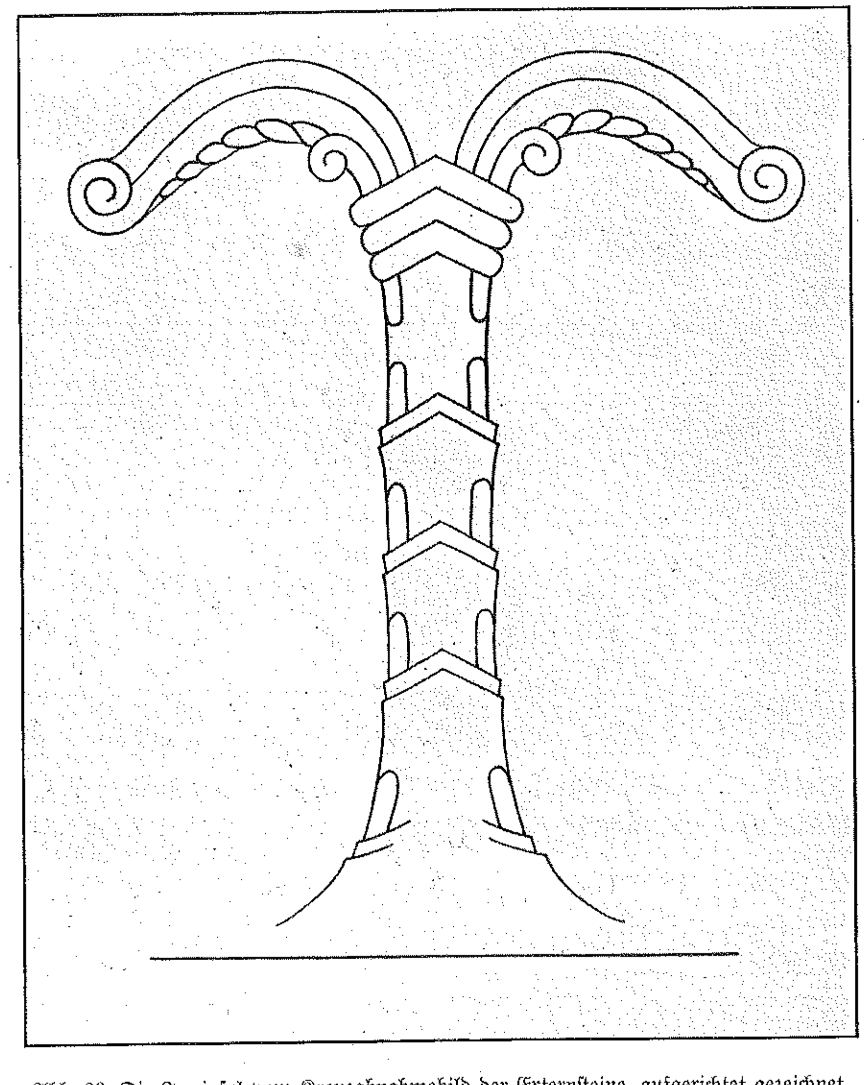


Abb. 20. Die Irminsul vom Kreuzabnahmebild der Externsteine, aufgerichtet gezeichnet.

Vergleich mit den besten Formgebilden des klassischen Altertums nicht zu scheuen braucht. Nur der wirkliche Künstler und Kunstkenner kann ermessen, welch lange Entwicklungszeit eine Schmuckform durchlaufen muß, um zu solch einer vollendeten Gestaltung, zu einer solchen Reinheit der Form zu kommen (Abb. 20). Es ist das nämlich nicht eine Gelegenheitsleistung eines Künstlers, der für eine Figur einen Stützpunkt brauchte, es ist das nicht ein Baum, wie Prof. *Fuchs* in längerer Abhandlung zu beweisen sucht, bloß stilisiert, wie ihn etwa das Kunstschaffen jener Zeit mit sich brachte. Hier hat ein Künstler in vieler Mühe ein großes gegebenes schmuckhaftes Sinnbild geschaffen, das seine bestimmte Form bereits hatte. Er hat es von drei Seiten (Vorder- und beide Seitenflächen) säuberlich durchgestaltet. Er hat diesem Gebilde mehr Sorgfalt gewidmet als dem Kreuz. Und es ist zudem der einzige Schmuckteil des Reliefs, der so reich gestaltet ist. Warum solche Arbeit? Warum solche Mühe? In diesem

harten Werkstoff des Osning-Sandsteins, wenn es nur ein Stützpunkt des Nikodemus sein sollte? Es hätte doch ein schlichter Baumstamm genügt, der durch seine Form nicht so aus dem Bild hervortrat. Warum diese starke Betonung, diese reiche schmückende Gestaltung, die das Gebilde so durchaus selbständig neben die Personen der Kreuzabnahme stellt. Aufgerichtet würde es fast die Höhe der Figuren erreichen und kraftvoll neben den Gestalten hervortreten. Nur die Annahme, daß wir ein gebeugtes Sinnbild, eine Irminsul, vor uns haben, gibt auf alle diese Fragen Antwort und Erklärung. Die Form des Sinnbildes aber gibt nun noch einen weiteren, sehr wichtigen Aufschluß. Der Aufbau der Säule entspricht nicht den Gesetzen des Steinmaterials, vielmehr einwandfrei denen des Holzes und des Holzbaues, die hier nur in Stein übertragen sind. Niemals würde ein Künstler darauf verfallen und beim Schaffen in Stein darauf kommen, die geschwungenen, weit ausladenden Arme so auf den eigentlichen Stamm der Irminsul aufzusetzen. Das ist in Stein eine technische Unmöglichkeit; nur Holz läßt das zu.

Die ausführliche Behandlung aller dieser Fragen, sowie die Entstehung der Gesamtform der Irminsul muß einer späteren Abhandlung vorbehalten bleiben.

Zum Schluß soll nur noch ein bemerkenswerter Fund herangezogen werden, der bei der Freilegung der Rundmauer des Festungsturmes am sogenannten Petrusgang gemacht wurde. In der Grundmauer dieses Turmes fand sich eingemauert ein großer Steinblock von etwa 1,20 m Länge und 0,70—0,80 m Höhe, der offensichtlich der Trümmer eines religiösen Bildwerkes, eines Reliefs ist. Dieses Reststück ist mit größter Wahrscheinlichkeit in Zusammenhang zu bringen mit den Apostelbildern, von denen Hermann Hamelmann um 1564 sagt, er habe einmal gelesen, daß Karl der Westfranke aus jenem Externsteinfelsen, einem heidnischen Heiligtum, einen geweihten, mit Apostelbildern geschmückten Altar gemacht habe: In Hamelmanns Delineato Oppidorum Westfaliae heißt es:

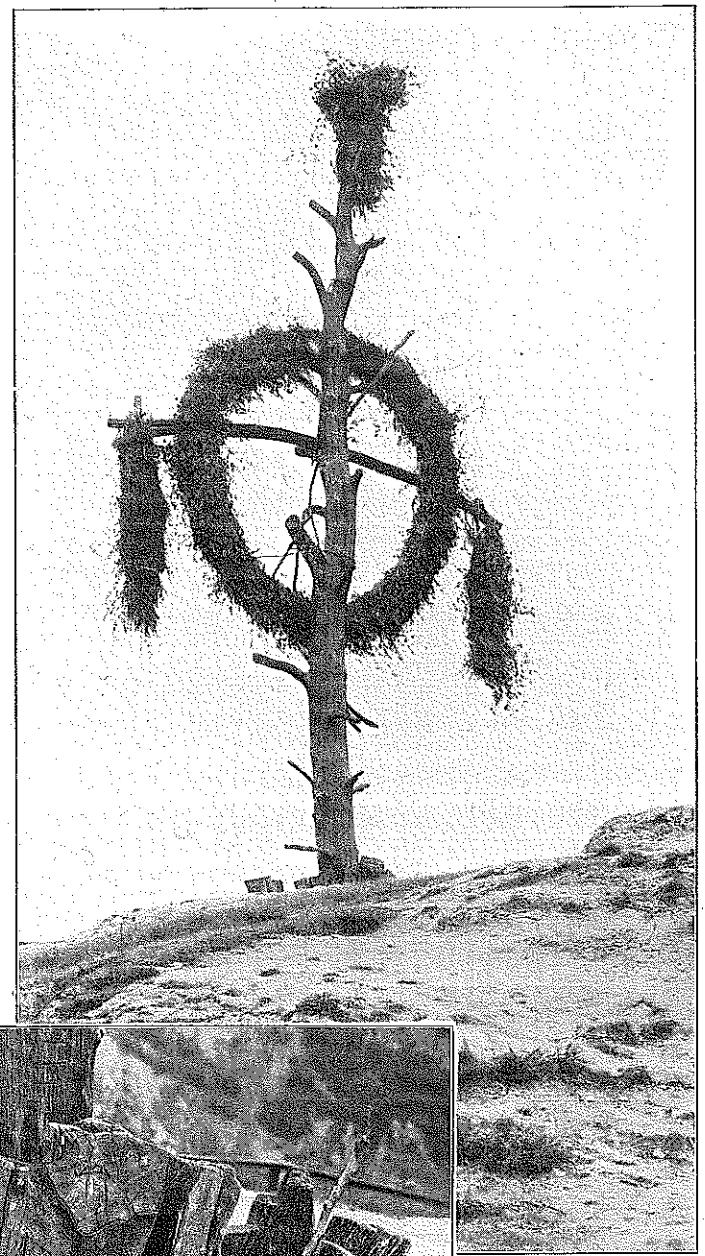
„Horne... ex vicina rupe picarum, antiquo monumento, cuius veteres scriptores mentionem fecerunt, claret. Legi aliquando, quod ex rupe illa picarum, idolo gentilitio, fecerit Carolus magnus altare sacratum et ornatum effigiebus apostolorum. (Horn ist berühmt durch ein altes Monument, den Externstein, den die alten Schriftsteller erwähnen. Ich habe es vormals gelesen, daß Karl der Große aus jenem Externstein, der ein heidnisches Volksheiligtum war, einen geheiligten Altar gemacht und ihn mit Apostelbildern geschmückt hat.)" Ausgabe C. E. Wasserbach, Lemgo 1711; 4, 79.

Die Untersuchungen an dem Reliefstück sind noch nicht abgeschlossen. Es kann deshalb natürlich nur von der Möglichkeit die Rede sein, daß wir es hier mit einem Rest des Apostelbildes zu tun haben. Allerdings hat diese Möglichkeit viel für sich. Sollten sich weitere Reste finden oder die abschließenden Untersuchungen des Blockes selbst seine Zugehörigkeit zum Apostelbild nachweisen, so hätten wir abermals einen schlagenden Beweis dafür, daß die Externsteine ein germanisches Heiligtum gewesen sind.

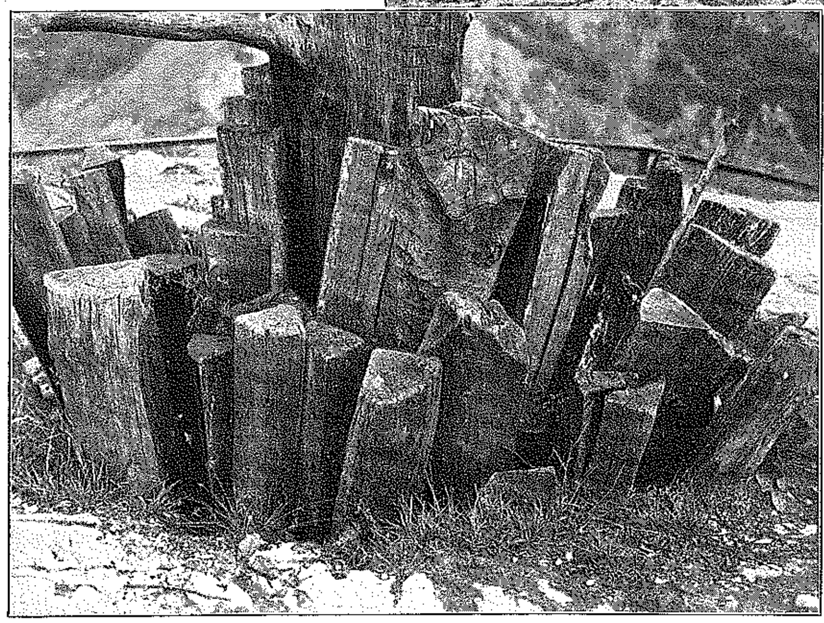
Das Apostelbild könnte nur am selben Platze gewesen sein, wo sich heute die Kreuzabnahme befindet. Es wäre dann beim Ausmeißeln des heutigen Bildwerkes vollständig entfernt worden. Das anstehende Felsgestein vor der Kreuzabnahme hat mit größter Wahrscheinlichkeit noch über einen Meter Mächtigkeit gehabt, also genügend Werkstoff für ein Apostelbild, selbst wenn es eine vollständige Rundplastik gewesen wäre. Auf keinen Fall aber sind etwa in das heutige Bildwerk Reste oder gar ganze Figuren des Apostelbildes übernommen oder verarbeitet worden. Im Gegenteil ist anzunehmen, daß das Apostelbild vollständig abgekeilt wurde.

Die Befestigung der Queste

Zwischen der Queste, die auf dem Questenberg oberhalb Bennungen im Südharz als „realer" Baumstamm aufragt und noch heute alljährlich zu Pfingsten den Mittelpunkt eines uralten Frühlingsfestes bildet (vgl. „Germanien" 5/34, S. 142) — und der Irminsul, die uns als „truncus ligni" (Säule aus Holz! Vgl. „Germanien" 5/34, S. 154) beschrieben wird, bestehen zweifellos innere Beziehungen. Nun ist auf dem obersten Kopf des Turmfelsens der Externsteinreihe jenes runde Loch entdeckt worden, in dem man mit Recht das Standloch der Irminsul vermuten darf; da steigen auch Fragen nach rein technischen Dingen auf, an die man so lange nicht zu denken brauchte, ehe nicht die Spuren der Irminsul handgreiflich zu sehen waren. In diesem Zusammenhang ist es von Wert, zu sehen, wie die Queste auf ihrer Bergeshöhe festgekeilt wird, so daß sie jedem Sturme trotzen kann.



Die Queste.



Die Holzscheite, mit denen der Stamm festgekeilt ist, sind deutlich zu sehen

Aufnahmen: A. Becker-Nordhausen

So ist die Queste befestigt.

Aus der Landschaft

Das bedeutsamste niederrheinische Denkmal des Germanentums. Zu den Xantener Ausgrabungen. — In der Erde unseres Niederrheins schlummern vor den Toren Xantens auf einer Fläche von ziemlich genau einem Quadratkilometer die Reste der Colonia Trajana, des Trajanslagers. Es war in den ersten vier Jahrhunderten n. Chr. eine unter römischem Militärschutz stehende Stadt, die danach von germanischen Franken besiedelt wurde. Sie hat dann bis in die zweite Hälfte des ersten Jahrtausends eine überragende Rolle am gesamten Niederrhein und in den im Osten anstoßenden Landschaften gespielt.

Diese Stätte bietet die einzige Gelegenheit, den Werdegang des geschichtlichen Germanentums im westlichen Deutschland grundlegend aufzuhellen, über den sich noch immer ein tiefes Dunkel breitet. An sie knüpft mehrfach die ältere Edda an und vor allem das Nibelungenlied. Siegfried als Sohn von Siegmund und Sieglind erblickt das Licht in der Burg Xanten am Rhein:

„Do wuohs in Niderlanden eins edeln
küneges kint
— des vater der hiez Sigemunt, sin muoter
Sigelint —
in einer richen bürge witen wol bekant,
nidene bi dem Rine; diu was ze Santen
genant."

Die Gestalt Hagens von Tronje ist gleichfalls mit dem Trajanslager, das später Klein-Troja geheißen wird, eng verknüpft. Von Xanten strahlt überdies das Christentum am frühesten in unsere Lande; schon um 280 n. Chr. zieht es hier ein und wird in der weiteren Umgebung maßgebend. Vor allem aber ist aus dieser Gegend der Ausmarsch der römischen Truppen nach Germanien hinein erfolgt, und hierher sind sie nach der Schlacht am Teutoburger Wald wieder zurückgeflutet. Eins der bekanntesten Erinnerungsstücke an dieses große geschichtliche Ereignis, auf dem das Wort „Varuskrieg" eingemeißelt ist, der Caeliusstein, wurde bei Xanten gefunden.

So haben wir in der Trajansstadt eins der hervorragendsten germanischen Denkmäler vor uns. Seine Bedeutung geht weit über den Niederrhein hinaus. Es ist der Schlüsselpunkt für zahlreiche Fragen, die das ganze Deutschland betreffen, und zwar nicht nur in seiner kulturhistorischen Entwicklung, sondern auch in seiner Bodenständigkeit in unserm Westen entlang der Rheinachse, was von hoher politischer Bedeutung ist.

Es ist deshalb wiederholt der Gedanke aufgeworfen worden, die Trajansstadt auszugraben, jedoch mehr gelegentlich, ohne daß etwas Ernsthaftes daraus wurde. Wenn ich ihn seit reichlich einem Jahre aufgegriffen habe, so zunächst unter dem Gesichtspunkt, daß kein Augenblick hierfür geeigneter sein dürfte als der gegenwärtige, in dem in unserm Vaterlande die allgemeine kulturelle Bedeutung des Germanentums in den Vordergrund gerückt wird und hierbei mancherlei nachgeholt werden muß, was voraufgehende Zeiten versäumt haben. Es gilt leider noch vielfach das, was Karl Simrock 1862 schrieb:

„Zu Rom, Athen und bei den Lappen
da spähn wir jeden Winkel aus,
dieweil wir wie die Blinden tappen
umher im eigenen Vaterhaus.
Ist das nicht eine Schmach und Schande
dem ganzen deutschen Vaterlande?"

Es war geradezu eine sittliche Pflicht, jetzt die Ausgrabung des Trajanslagers in Gang zu bringen und zu fördern.

Um praktisch weiterzukommen, war zunächst dafür zu sorgen, daß hinreichend Mittel zur Verfügung standen. Nachdem hierfür eine Reihe von Vereinigungen, Verbänden und Werken, Regierungsstellen und Städten gewonnen waren, trat ich an den Leiter des Bonner Landesmuseums, Direktor Prof. Oelmann, mit der Bitte heran, die wissenschaftlichen Ausgrabungen zu übernehmen, nicht nur weil das Museum das in Betracht kommende Provinzialinstitut ist, sondern hauptsächlich aus dem Grund, weil es die am besten geschulten Kräfte für Ausgrabungen am Niederrhein zur Verfügung stellen kann, wie die Forschungen im Xantener Dom während der letzten Jahre bekundeten. Die Provinzialverwaltung in Düsseldorf war unter Führung des Landeshauptmanns und seines Abteilungsdirigenten Dr. Apffelstaedt gern bereit, diesen Plan in jeder Hinsicht zu unterstützen und durch Bereitstellung weiterer Mittel erheblich zu fördern.

Um von vornherein das Unternehmen auf eine breitere Grundlage zu stellen, erschien es mir notwendig, die Ausgrabungen nicht auf die Colonia zu beschränken, sondern auch die rätselhafte Bischofsburg beim Xantener Dom und ein Gräberfeld beim nahen Niedermörmter aufzudecken, vor allem aber auch verwandte Gegenstände in Angriff zu nehmen. Während die Ausgrabungen am 1. September 1934 begonnen haben, hat hinsichtlich des Siegfriedmotivs seit dem 1. Mai bereits das Landesgeschichtliche Institut in Bonn unter den Professoren Steinbach und Bach eine planmäßige Erforschung der Sagen in der weiteren Umgebung von Xanten und namentlich der Flurnamen in Angriff genommen, die nach den vorliegenden Ergebnissen, namentlich von Dr. Meyer, vielerlei Aufklärung versprechen. Hierbei leisteten die örtlichen Kräfte von Xanten wertvolle und dankenswerte Hilfe. Gleichzeitig war notwendig, die historischen Quellen Xantens besser zu erschließen, als es bisher der Fall gewesen war, woran sich Dr. Wilkes mit großem Eifer betätigt. Vor allem aber war von Bedeutung, einen mit den geologischen Verhältnissen des Niederrheins vertrauten Herrn zu gewinnen, der die großen topographischen Veränderungen aufdeckt, die die Xantener Gegend in der historischen Zeit durchlaufen hat. Diese Aufgabe übernahm Dr. Steeger, der bekannte Krefelder Geologe. Eine Reihe weiterer Untersuchungen ist noch geplant, über die zunächst noch nichts berichtet werden kann.

Nachdem die vorbereitenden Arbeiten seit reichlich einem Jahr in aller Stille geleistet sind, traten am Montag, dem 24. September, die tätigen Kräfte zusammen, um den Plan der Öffentlichkeit bekanntzugeben, in der Hoffnung, alles, was wissenschaftlich oder wirtschaftlich helfen und fördern kann, für ihre Bestrebungen zu gewinnen und in Zukunft auch den Kreis der Freunde enger zusammenzuschließen. Es bildete sich eine „Gesellschaft der Freunde zur Erforschung der Geschichte der Siegfriedstadt Xanten" mit dem Vorsitz des Landeshauptmanns der Rheinprovinz, H. Haake. Ferner bildete sich ein Arbeitsausschuß mit dem Abteilungsdirigenten Dr. Apffelstaedt von der Provinzialverwaltung in Düsseldorf als Leiter, Dr. Spethmann, Essen, als stellvertretendem Leiter, Professor Dr. Oelmann, Direktor des Rheinischen Landesmuseums Bonn, Landrat Bollmann, Moers und Bürgermeister Schöneborn, Xanten. Die Geschäftsführung ruht in Händen von Dr. Spethmann. Die besonderen wissenschaftlichen Aufgaben wurden einer Arbeitsgemeinschaft übertragen, der Museumsdirektor Oelmann vorsteht. Ihr gehören außerdem neben Dr. Spethmann der örtlich stellvertretende Leiter der Ausgrabungen, Dr. Stoll, an, für die Festlegung der historischen Rheinläufe seit Chr. Geb. Dr. Steeger, Krefeld, für die Sagen- und Flurnamenforschung Professor Dr. Bach, Dr. Meyer und Bodens, sämtlich aus Bonn, und für die Untersuchung der Schrifturkunden Dr. Wilkes, Xanten.

Die Ausgrabungen haben inzwischen bei dem römischen Amphitheater begonnen, das gänzlich freigelegt werden soll. Diese Stelle ist gewählt worden, weil sich erfahrungsgemäß die Spuren des geschichtlichen Germanentums am Niederrhein vielfach bei älteren römischen Niederlassungen finden. Es ist dann die Aufgrabung der Nordwestecke der Trajansstadt und zum Winter die Freilegung der frühmittelalterlichen burgartigen Anlage geplant, die sich in der Mitte befindet.

Wie es bei den Ausgrabungen im Xantener Dom im letzten Jahre nicht an germanischen Überraschungen gefehlt hat, so ist aus verschiedenen Gründen auch bei den neuen Forschungen zu erhoffen, daß Grundlegendes im Rahmen der Pflege von Heimat und Scholle an unserm deutschen Niederrhein aufgehellt wird.

Dr. Hans Spethmann.

Zur Verbreitung nordischen Geistesgutes: Nordische Kunstformen in der ostasiatischen Zierkunst

Anmerkung zu S. 306, letzter Absatz, Zeile 6 v. oben: Inzwischen habe ich bei Schuchhardt, „Alteuropa", genau das Motiv III, 9 gefunden, unter der Bezeichnung „Technische Ornamente aus dem Magdalénien". Es ist auf Elfenbeinplättchen eingeritzt, die wahrscheinlich zu einem Armband gehören.

Dr. E. Runge.

Die Bücherwaage

Universitetsbibliothekets Årbok. (Jahrbuch der Universitätsbücherei Oslo.) Buchdruckerei Gröndahl u. S.

Dem Archiv der Vereinigung der Freunde germanischer Vorgeschichte gingen die Bände 1920, 1921, 1922, 1923, 1924 und 1925—28 zu. Die Bände berichten von den wissenschaftlichen Arbeiten und dem ausgedehnten Leihverkehr der Bücherei; hervorzuheben ist 1924 der Bericht über eine Ausstellung „Die erste Buchdruckerei in Norwegen 1643—1654“ und 1928 ein mit zahlreichen Bildern versehener Bericht über eine Ibsenausstellung. Meist enthalten die Bände auch Verzeichnisse der Neuzugänge an ausländischem Schrifttum. — Die Beschaffung deutschen Schrifttums wurde in Kriegs- und Inflationszeit durch die Schwierigkeit der Verrechnung gestört. Seit 1923 steigt der Zugang an deutschen Büchern, zumal naturwissenschaftlichen, geschichtlichen und vorgeschichtlichen Inhalts erfreulich. Auch deutsche Zeitschriften sind reichlich vertreten. — Zu denken gibt im Bericht 1925 die Klage, die deutschen Bücherpreise wären zu hoch, dagegen wären die Bücherpreise in Frankreich und in den übrigen romanischen Ländern günstig. — Wir hoffen, daß die Zusammenarbeit in Wissenschaft und Forschung die verwandten Völker miteinander in Fühlung hält. G.

Hermann, Brandes, **Lose Blätter zur Geschichte des Hildesheimer Bauernstandes,** hrsg. von den Gemeinden Hoheneggelsen, Mölme, Oedelum und Feldbergen sowie der Kirchengemeinde Hoheneggelsen-Mölme. Gedruckt bei Georg Westermann, Braunschweig 1934. 228 Seiten, 4 Tafeln (1 Abbildung und 3 Dorfpläne), 5 Hausgrund- und -aufrisse. 8°. F.

Ausgehend von den Gegebenheiten des Bodens und der Landschaft beschreibt Brandes, wie sich zuerst auf dem Lößlehm die ersten Anfänge des Ackerbaues entwickeln, wie in der Auseinandersetzung des Menschenschlages mit diesen landschaftlichen Bedingungen bestimmte Wirtschaftsarten und Siedlungsformen entstehen, von denen nun weiter Hausbau, Lebensgewohnheiten und Rechtsbräuche bestimmt werden, bis in der neuesten Zeit eine Lockerung und Auflösung der uralten Gemeinschaften erfolgt. Die an Hand von Grabungen gezogenen Rückschlüsse führen bis in die jüngere Steinzeit. — Der zweite Teil des Buches schildert einzelne Abschnitte aus der Geschichte des Dorfes Hoheneggelsen. Alles in allem: Eine in vieler Hinsicht vorbildlich geschriebene Gemeindegeschichte, wie sie in ähnlicher Art vielen deutschen Gemeinden geschrieben werden möge. H—s.

Handbuch der Kulturgeschichte. Hg. v. Dr. Heinz Kindermann, Prof a. d. Techn. Hochschule Danzig. Gr.-4°. Akadem. Verlagsgesellschaft Athenaion m. b. H., Potsdam. 1934 ff.

Das Handbuch erscheint in Lieferungen; monatlich sollen ein bis zwei ausgegeben werden, im ganzen ist es auf 85 Lieferungen berechnet. Inhalt und Reihenfolge werden durch den Eingang der Beträge bestimmt, so daß also gleichzeitig Lieferungen aus verschiedenen Gebieten erscheinen. Ermäßigter Vorausbestellungspreis der Lieferung ist 2,80 RM., er gilt bis zum Erscheinen der 25. Lieferung. Das Werk kann nur im ganzen bezogen werden, einzelne Lieferungen bzw. Bände können nicht abgegeben werden.

Das Handbuch umfaßt zwei Hauptabteilungen: I. Abteilung: „Geschichte des deutschen Lebens“, II. Abteilung: „Geschichte des Völkerlebens“. Nach dem vorliegenden Plan hat die I. Abteilung 9 Bände, in denen die deutsche Kultur von der germanischen Zeit bis zur Gegenwart dargestellt werden soll. Die II. Abteilung bringt in 7 Unterabteilungen die Kultur der Antike, der orientalischen Völker (Ägypten, China, Japan, Indien, Vorderasien), der romanischen Völker (Frankreich, Italien, Spanien, Portugal, Latein-Amerika, Rumänien) die Kultur Großbritanniens, der Vereinigten Staaten von Amerika, Skandinaviens und der Niederlande, die Kultur der slawischen Völker (Südslawen, Westslawen, Ostslawen), die Kultur der finnisch-ugrischen und baltischen Völker (Magyaren, Finnen, Letten, Litauer, Esthen) und die Kultur der primitiven Völker.

Eben erschienen sind die Lieferungen 1 bis 4: Prof. Dr. G. Neckel-Berlin, Kultur der alten Germanen (Heft 1); Staatsarchivar Dr. P. Kletler-Wien, Deutsche Kultur zwischen Völkerwanderung und Kreuzzügen (Heft 1); Prof. Dr. F. Wild-Wien, Großbritannien und Irland (Heft 1 der Unterabteilung „Die Kulturen Großbritanniens, der Vereinigten Staaten, Skandinaviens und der Niederlande“); Prof. Dr. W. Mulert-Innsbruck, Frankreich (Heft 1 der Unterabteilung „Kultur der romanischen Völker“).

Zur Zeit können wir unsere Leser lediglich von dem Plan des Gesamtwerkes unterrichten, eine eingehende Würdigung müssen wir uns vorbehalten, bis ein Beitrag abgeschlossen vorliegt. Der Plan, ein solches Werk herauszubringen, besteht schon seit längerer Zeit, und wir müssen wünschen, daß die Verfasser tatsächlich die innere Einstellung zur Betrachtung kultureller Tatsachen und Vorgänge gefunden haben, die unsere deutsche Gegenwart verlangt. Daß einzelne Bände nicht für sich abgegeben werden, bedauern wir. Die Arbeit Neckels, der schon 1925 — was heute zu betonen nicht unwichtig ist — Karl d. Franken vom germanischen Raum her betrachtet hat, würde zweifellos gerade bei unseren Lesern starke Anteilnahme finden. Suffert.

Ludwig Wilser, **Das Hakenkreuz.** Neubearbeitet von J. Bernhardi. — Die Schrift ist nicht im Hammerverlag erschienen, wie S. 284 irrtümlich angegeben, sondern im Verlag Theodor Herbert Fritsch jun., Leipzig C 1.

Zeitschriftenschau

Zur Siedlungsforschung

Rudolf Grahmann, **Konnten die mitteldeutschen Flußauen in vorgeschichtlicher Zeit besiedelt werden?** Mannus, Bd. 26, Heft 1/2. Verlag Kabitzsch-Leipzig, 1934. Vielfach herrscht die Auffassung, daß unsere Flußauen in vorgeschichtlicher Zeit unbesiedelbar gewesen seien, und daß man sie sich als Moor- und Sumpfgegenden vorstellen müsse. Tatsächlich jedoch setzt die Bildung des Aulehmes erst sehr spät ein. Bis zum Beginn unserer Eisenzeit war das Klima viel trockener, der Grundwasserstand niedriger, so daß das dazu nötige Übertreten der Flüsse nicht stattgefunden haben kann. Funde, die vor den Beginn der Eisenzeit gehören, müssen sich also unter dem Aulehm befinden. In der Tat haben sich bei entsprechenden Untersuchungen im Pleißetal bei Leipzig bronzezeitliche Siedlungsspuren gefunden, desgleichen aber auch wendische und sogar frühdeutsche. Sie gehören in das 10. oder 11. Jahrhundert, fallen also in eine ausgesprochene Trockenheitsperiode, die von 900 bis 1090 n. Chr. gedauert hat. Hinsichtlich des vorgeschichtlichen Landschaftsbildes ist noch zu beachten, daß die Flußauen keineswegs eben, sondern vielmehr leicht wellig waren und erst durch die Entstehung des Aulehmes eingeebnet worden sind. / Ernst Petersen, **Zur Frühlatènezeit in Schlesien.** Ebenda. Bis zum Beginn der Latènezeit beherrscht die Urnenfelderkultur, der schlesische Zweig der Lausitzer Kultur, den größten Teil Schlesiens. Seit der Mitte des 6. Jahrh. v. Chr. jedoch wandern Germanen in das Gebiet rechts der Oder ein, erreichen sie alsbald und überschreiten sie bereits teilweise. Es darf heute als sicher gelten, daß dies die Basternen und Skiren gewesen sind, die seit dem 2. Jahrh. von der griechischen Geschichtsschreibung am Schwarzen Meere erwähnt werden und dort auch archäologisch nachweisbar sind. Ihr Aufenthalt in Schlesien kann jedoch nur kurz gewesen sein. Die Reste der Urnenfelderkultur halten sich links der Oder bis ins 5. Jahrh., haben dort den Ansturm der Skythenscharen auszuhalten und werden etwa um 400 v. Chr. von den aus Böhmen einwandernden Kelten vernichtet. Die Kelten besetzen das Schwarzerdegebiet südlich von Breslau und das Lößgebiet bei Leobschütz und Ratibor. Es zeigt sich, daß sie nicht nur mit ihren Stammverwandten in Böhmen und Mähren, sondern auch mit den angrenzenden Germanen einen regen Kulturaustausch gepflegt haben. Diese Anregungen beleben die inzwischen etwas starr gewordene Schmucktechnik dieser frühen Ostgermanen, und es entstehen manche beachtenswerte Formen, die hier eingehend gewürdigt werden. / Julius Becker, **Funde vom wendischen Burgwall Dierkow bei Rostock.** Ebenda. In der Gegend von Rostock haben sich ursprünglich eine ganze Reihe von wendischen Burgwällen befunden, von denen der von Dierkow am eingehendsten untersucht worden ist. Unter den zahlreichen Funden sind zwei besonders be-

merkenswert. Das eine ist ein kleiner, achtzinkiger Kamm, der aussieht, als ob er ein Stück aus einem der bekanntesten Dreilagenkämme wäre. Dem Verfasser fielen nun eine Reihe von Scherben auf, die durch achtfaches Linienmuster verziert sind, das sichtlich mit diesem Kamme eingetieft worden ist. Das zweite Stück ist eine kleine, zerbrochene Knochenplatte mit Flachschnitzerei, die sich zwar in wendischer Kulturschicht fand, bestimmt aber nicht wendische Arbeit ist. Das Muster verweist sie in die Ottonenzeit. Sie mag mit der ersten Kirchengründung in Rostock in Beziehung stehen; auch andere Funde zeigen, daß die Wenden nach der deutschen Landnahme hier weiter gewohnt haben. — In unmittelbarer Nähe des Walles fand sich die Dorfsiedlung mit ihrem Friedhof. Auch im Sumpfgelände sind hier wendische Siedlungsspuren festgestellt worden.

Kultur und Brauchtum

Eckhard Mencke, **über die einseitig retuschierten Mikrolithen des Tardenoisien und ihre Beziehungen zu den dreieckigen Formen. Ebenda.** Die Arbeit versucht, mit Hilfe einer Untersuchung ihrer Herstellungsregeln eine typologische Gliederung der Kleinformen des Tardenoisiens zu gewinnen, über deren Verwendungsarten bisher noch wenig bekannt ist. / Julius Becker, **Die erste jüngere Ganggräberkeramik vom dänischen Typus in Deutschland.** Ebenda. Bei Ziesendorf, Amt Rostock, konnten auf einer diluvialen Landzunge in den letzten Jahren eine Reihe höchst eigenartiger, steinzeitlicher Grabanlagen aufgedeckt werden. Gefunden wurde ein Megalithgrab, zwei Grabanlagen mit umfangreichen Steinlegungen, ein Grab der Einzelgrabkultur, und als bedeutendstes zuletzt ein Ganggrab, das erste in Mecklenburg. Das Grab ist jedoch hier nicht aus Großsteinen, sondern durch Steinpackung gebildet. Der Boden ist gepflastert, und durch Steinlagen sind mehrere Abteilungen gebildet worden. Den Südabschluß der Anlage bilden zwei gewaltige Felsblöcke, von einem Steinpflaster umgeben, doch fand sich kein Grab darunter. Die Decke der Grabkammer wurde von einer festgestampften Lehmschicht gebildet, die wahrscheinlich auf einer Balkendecke geruht haben wird. Die Zeitstellung der Gräber ist durch eine Reihe von Funden eindeutig festgelegt, in dem Ganggrab fanden sich Scherben mit der bekannten Verzierungsweise der jüngeren dänischen Ganggräberkeramik. Die Bestattungen wiesen mehrmals nebeneinander Brand- und Körperbestattung auf, zweimal konnten rituell zerstückelte Leichen festgestellt werden. Die Frage, ob die Besonderheit dieser Grabanlagen eine mecklenburgische Eigenart ist, oder nur auf dem Mangel an Findlingen beruht, muß weiteren Funden vorbehalten werden. / Fritz Holste, **Zur älteren Bronzezeit Südhannovers.** Ebenda. Die Untersuchung der älteren Bronzefunde Südhannovers zeigt, daß wir es hier in der älteren Bronzezeit mit einem Austauschgebiet zweier Kulturen, möglicherweise auch zweier Bevölkerungen zu tun haben, deren eine ihr Schwergewicht in Hessen hat, während die andere den Leineweg heraufkommt. / Bruno Hollmann, **Bronzedepotfund aus Mecklenburg.** Ebenda. Verfasser beschreibt einen Depotfund, der auf dem Silberberg, Gemeinde Teschow bei Teterow, gemacht worden ist und dem Übergang von Bronze- und Eisenzeit zugehört. Er besteht aus zwei Tüllenbeilen, zwei Nierenringen und zwei Hohlwulsten und ist dadurch bemerkenswert, daß er den am weitesten im Inneren Germaniens gelegenen Fund dieser Art dargestellt.

Aus der Forschung

Helmut Preidel, **Berichtigung.** Ebenda. Die im „Mannus", Bd. 25, beschriebenen Tonwürfel aus Klein-Tschernitz, Bez. Podersam, und Kolleschowitz, Bez. Podersam, haben sich als Fälschung erwiesen. Die Kalksandsteinwürfel aus Dollanka sind echt. / Das Nachrichtenblatt für Deutsche Vorzeit, Verlag Kabitzsch-Leipzig, 10. Jahrg. 1934, bringt in Heft 2 **Vorschläge zur Reform des Ausgrabungsgesetzes** von J. Diehl; in Heft 3 unter **Aufbau der deutschen Vorgeschichte** die Neuordnung der deutschen Vorgeschichte und die Ernennung von Professor Dr. Reinerth-Tübingen zum Reichsleiter durch Alfred Rosenberg, sowie einen Bericht von Ernst Petersen über **Die deutsche Vorgeschichte auf der Ausstellung „Deutsches Volk — deutsche Arbeit", Berlin 1934.**

Hertha Schemmel.

Grenzland Oberlausitz. Oberlausitzer Heimatzeitung. Monatsschrift für Heimatschutz und Heimatpflege. Schriftleitung und Verlag A. Marx, Reichenau i. Sa. Bezugspreis vierteljährlich 0,75 RM.

Das Juniheft bringt u. a. eine anregend geschriebene Zusammenstellung über vorgeschichtliche Funde aus der Umgebung von Hirschfelde. Im Juliheft, das als Festschrift dem Ostritzer Heimatfest gewidmet ist, bespricht Dr. Frenzel-Bautzen ausführlich die

vor- und frühgeschichtlichen Bodendenkmäler in der Umgebung von Ostritz; dabei läßt er den Blick über dies begrenzte Gebiet weiterschweifen in die Vorgeschichte der gesamten Lausitz. Die Bodenfunde lassen durch viele Jahrtausende hindurch von der Altsteinzeit an über jüngere Steinzeit, Bronzezeit, Eisenzeit, von den hier ansässigen Stämmen der nordischen Schnurkeramiker bis zu ihren jüngsten Enkeln, den germanischen Burgunden, eine ununterbrochene Siedlungsfolge erschließen. Nach kurzer Unterbrechung durch slawisches Einfluten in der Zeit der Völkerwanderung läßt sich dann schon wieder im frühesten Mittelalter das Deutschtum nachweisen, nicht nur in kleineren Bodenfunden, sondern auch in den Spuren großer Wehr- und Verkehrsanlagen; ein Kartenriß zeigt die Verteilung der alten Straßenzüge und Burgwälle bei Ostritz. —

Wir müssen es uns leider versagen, auf den übrigen Inhalt des wie immer vielseitig zusammengestellten und vorzüglich ausgestatteten Heftes hier näher einzugehen. Wir freuen uns über die Heimatliebe der Ostmärker, die das Bestehen einer so wertvollen — und dabei so wohlfeilen! — Heimatschrift gestattet. Daß darin auch die Vorgeschichte dem Grenzlandkampf als gute Wehr dient, ist Schriftleitung, Verlag und Verfassern zu danken. Gabel.

Vereinsnachrichten

Die Hauptversammlung der Vereinigung der Freunde germanischer Vorgeschichte am 6. und 7. Gilbhart (Oktober) in Detmold

Seit mehr als fünf Jahren dient nun die Vereinigung der Freunde germanischer Vorgeschichte dem Ziele, Verständnis und Liebe zur germanischen Frühzeit, der Wurzel unserer Geschichte, im deutschen Volke zu wecken. Die Menge der Arbeit und die Fülle der Aufgaben ist im Laufe der Jahre so gewachsen, daß schon auf der vorjährigen Pfingsttagung in Bad Pyrmont beschlossen werden mußte, die Pfingsttagungen künftig allein dem Erlebnis der Geschichte in der Landschaft vorzubehalten. Für wissenschaftliche Beratungen und für den Austausch der Erfahrungen der Ortsgruppen und Arbeitsgemeinschaften findet jeweils im Herbst in Detmold, dem Gründungsort der Vereinigung, eine Hauptversammlung statt. Die wissenschaftliche und volkserzieherische Bedeutung des Wirkens unserer Vereinigung ist daraus zu ermessen, daß zur diesjährigen Hauptversammlung die Herren Ministerialrat Dr. Benze als Vertreter des Reichserziehungsministers Bernhard Rust und Prof. Dr. Reinerth, der von Alfred Rosenberg beauftragte Führer des Reichsbundes für Deutsche Vorgeschichte erschienen waren. Der lippische Staatsminister Rieke, durch Beschwerden infolge einer Kriegsverletzung verhindert, an der ganzen Tagung teilzunehmen, konnte es doch möglich machen, zur Besichtigung der Arbeiten an den Externsteinen sich einzufinden.

Oberstleutnant a. D. Platz, der Vorsitzende der Vereinigung, begrüßte die Gäste und die sehr zahlreich aus allen Gebieten des Reiches erschienenen Führer und Vertreter der Ortsgruppen. In ausführlichen Berichten wurde Rechenschaft abgelegt über die umfangreiche wissenschaftliche und volkserzieherische Arbeit, die die Vereinigung in ihren Ortsgruppen und Arbeitsgemeinschaften geleistet hat. In einem besonders wichtigen Fall hat das unermüdliche Drängen und Streben der Vereinigung seinen schönsten Lohn gefunden: die wissenschaftlichen Untersuchungen dieses Sommers an den Externsteinen, die so ungeahnte Ergebnisse brachten, sind nicht zuletzt auch die Frucht der jahrelangen mühevollen Werbe- und Aufklärungsarbeit der Vereinigung.

Aus der Fülle der Berichte des ersten Abends kann nur das Wichtigste herausgegriffen werden.

Unser Schriftleiter, Studienrat Suffert, berichtete über die günstige Entwicklung von „Germanien". Unsere Zeitschrift hat von allen deutschen Zeitschriften für Vorgeschichte heute wohl die weiteste Verbreitung. „Germanien" hält fest an seiner Aufgabe, deutsche Vorgeschichte deutsch sehen zu lehren, die Ergebnisse der wissenschaftlichen Forschung sachlich richtig und gemeinverständlich einem jeden Volksgenossen nahezubringen, und daneben unmögliche Phantastereien abzufangen, die einen guten Kern bis zur Unkenntlichkeit verzerren und der Öffentlichkeit falsche Bilder germanischen Wesens aufdrängen.

Wilhelm Teudt, der die Vereinigung im Mai 1928 gründete und der in seinem Werke „Germanische Heiligtümer" die frühgeschichtliche germanische Bedeutung der Externsteine zum erstenmal überzeugend nachgewiesen hat, sprach eingehend über die Pläne zur Errichtung einer Lehr- und Forschungsstätte für Germanenkunde, die dem Reichserziehungsministerium bereits vorgelegen haben. Ein wesentliches Merkmal dieser Anstalt ist die Absicht, die spezialisierten Fachwissenschaften aus ihrer Vereinzelung zu lösen und zu einer Ganzheit zu verbinden.

Landesschulrat Wollenhaupt erklärte, die Lippische Landesregierung würde im Einvernehmen mit der Stadt Detmold den weiteren Ausbau des Landesmuseums tatkräftig fördern, damit das Museum mit seinen vorgeschichtlichen Sammlungen der künftigen Lehr- und Forschungsstätte für Germanenkunde als Grundstock dienen kann.

Ein lehrreicher Bericht von Frau E. Kringel über die praktische Arbeit der erfolgreichen Ortsgruppe Osnabrück schloß den ersten Abend der Tagung.

Am Sonntag besuchten die Teilnehmer der Versammlung und zahlreiche andere Gäste das Grabungsgelände an den Externsteinen. Oberregierungsrat Dr. Oppermann erklärte es als Aufgabe der Externsteine-Stiftung, die Steine als Naturdenkmal und als ehrwürdiges Denkmal germanischer Vorzeit zu erhalten und in einer Gestaltung, die dem Gelände angepaßt und der geschichtlichen Bedeutung des Ortes angemessen ist, würdig herzurichten. Alles zusätzliche störende Beiwerk der letzten Jahrhunderte, besonders die unübersichtliche große Hauptverkehrsstraße mit ihrem lästigen und gefährdeten Verkehr, müßte aus der Umgebung der Steine entfernt werden; die Externsteine, von einem natürlichen Waldsaum als Hegering umschlossen, sollten eine stille Insel werden, auf der die Menschen in Sammlung und Andacht die Heiligkeit des Ortes empfinden könnten.

Prof. Andree, Münster, der Leiter der Grabungen, und sein Mitarbeiter Bildhauer Breitholz zeigten an Ort und Stelle die wichtigsten Ergebnisse der Untersuchungen. Über die Entdeckungen werden unsere Leser ständig durch besondere Aufsätze unterrichtet.

Der Sonntagnachmittag war grundsätzlichen Erörterungen und Aussprachen gewidmet. Zu den unerquicklichen Auseinandersetzungen mit gewissen Vertretern der Fachwissenschaft erklärte Oberstleutnant Platz, er als alter Soldat fühle sich angewidert durch den unvornehmen, unsachlichen, ja würdelosen Ton, der von manchen Wissenschaftlern in der öffentlichen Auseinandersetzung über wissenschaftliche Fragen gepflegt würde. Die mannigfachen böswilligen und sachlich falschen Angriffe, denen insbesondere Teudt ausgesetzt war, wurden gerade jetzt um einen weiteren unerhörten Fall vermehrt. Ministerialrat Dr. Benze und Prof. Dr. Reinerth sagten zu, daß derartige Entgleisungen fortan unterbunden würden.

In längerem grundlegenden Vortrag sprach Wilhelm Teudt über „Germanenkundliche Reformvorschläge und Arbeitswünsche". Seine Ausführungen bilden den Leitaufsatz dieses Heftes. Die Versammlung dankte dem Gründer der Vereinigung mit langem herzlichem Beifall.

Ministerialrat Dr. Benze, selbst Mitglied der Vereinigung, richtete der Versammlung in ausdrücklichem Auftrag die besten Grüße und Wünsche des Reichserziehungsministers Rust aus. Reichsminister Rust ließ ausdrücklich erklären, er nähme als Niedersachse den allerlebhaftesten Anteil an der Erschließung der germanischen Vor- und Frühzeit. Der starke Wert des Kreises um Teudt wäre es, daß er die völkische Aufgabe

der Wissenschaft erkannt hätte. Vom Volke losgelöste Forschungsweise und persönliche Fehden der Gelehrten untereinander müßten verhängnisvoll wirken für das Ansehen der Wissenschaft und schließlich für das Volk. In manchen Kreisen der Wissenschaft hätte sich aus der Überwertung der eigenen Leistung des Fachgelehrten ein gewisses Papsttum herausgebildet. Für unwürdige Ausfälle aus diesen Kreisen, die einer deutschen Wissenschaft nicht würdig sind, hätte das Reichserziehungsministerium kein Verständnis. Den Krebsschaden falscher Überheblichkeit und unwürdiger Entgleisungen würde Prof. Reinerth beseitigen.

Die Vorgeschichtsforschung sei zu einer der wichtigsten Wissenschaften geworden. Es sei nicht so, wie die Wissenschaft im Banne einer über 1100 Jahre währenden falschen Erziehung und Überlieferung angenommen hätte, daß Germanentum, Antike und Christentum drei gleiche Wurzeln des Deutschtums seien. Das Germanentum sei vielmehr unsere einzige Wurzel, und Antike wie Christentum seien dieser Wurzel als Nahrung zugeflossen. Nur das, was unserem Wesen wirklich als Nährstoff dienen könnte, sei dienlich, den eigenwüchsigen Baum germanisch-deutschen Wesens erstarken zu lassen. Was nicht stofflich zahlenmäßig errechenbar sei, hinge auch in der Wissenschaft durchaus von der rassisch bedingten Weltanschauung ab. Die germanische Frühzeit lehre uns unser eigenes Wesen erkennen und daraus Schlüsse ziehen auf die Gestaltung unserer Zukunft. So sei die Vorgeschichte heute nicht mehr Angelegenheit einzelner Fachgelehrtenkreise, sondern Besitz des ganzen Volkes. Das Reichserziehungsministerium hielte die geplante Lehr- und Forschungsstätte für Germanenkunde für wertvoll und wolle sie unterstützen. Es hoffe, daß das, was Teudt seherisch geahnt hätte, durch weitere Forschungen immer sicherer bestätigt würde und mithelfe, eine völkische Zukunft zu bauen.

Danach sprach Prof. Reinerth über das Verhältnis zwischen Fachwissenschaft, Vereinigung der Freunde germanischer Vorgeschichte und Reichsbund für Deutsche Vorgeschichte. Er führte etwa folgendes aus:

Zwischen dem, was die Partei und ein großer Kreis völkischer Fachwissenschaftler will, und dem Streben des Kreises um Teudt herrscht völlige Übereinstimmung. Um so mehr ist die Unstimmigkeit zu bedauern, die immer noch von seiten gewisser Kreise der Fachwissenschaft zu empfinden ist. Eine Unmenge wertvoller Erkenntnisse ist in den Berichten der wissenschaftlichen Anstalten aufgestapelt. Es muß eine Verbindung gefunden werden zwischen dem Wert dieser Schätze, die der Hebung harren, und dem lebendigen drängenden Geist der Vereinigung, und es muß sich eine geschlossene Front bilden gegen die Engstirnigkeit, die einzelne Gelehrtenkreise noch gegenüber den sogenannten „Laien" beherrscht. Die Vorgänger Teudts im Kampfe gegen diese römischdenkenden Kreise, wie Lisch in Schwerin und Danneil in Salzwedel, sind nicht zum Siege gelangt, und selbst Kossinna starb, ohne daß er die römisch-germanische Kommission und ihren Kreis aus dem Sattel heben konnte, unter deren Herrschaft jährlich 1,4 Millionen Mark für archäologische Grabungen im Ausland vertan wurden, während die Erforschung unserer eigenen Vorgeschichte vergessen blieb. Der Durchbruch der völkischen Vorgeschichtswissenschaft hat jetzt endlich die Römlinge aus den Geldmitteln gedrängt, und die Mittel der Notgemeinschaft der deutschen Wissenschaft stehen nun in erster Linie der Erforschung der germanischen Frühzeit zur Verfügung. Das ist nur möglich gewesen durch die Sammlung im Reichsbund für Deutsche Vorgeschichte und durch die Einrichtung der Reichsgemeinschaft für Deutsche Volksforschung im Rahmen der Notgemeinschaft der deutschen Wissenschaft.

Die Enthüllung und tiefere Erkenntnis der germanischen Welt fordert vielseitige und verständnisvolle Zusammenarbeit vieler Einzelner. Um diesen Zusammenschluß zu gemeinsamem Werk zu sichern, ist es dringend zu wünschen, daß zwischen dem Reichsbund für Deutsche Vorgeschichte und der begeisterten Hingabe der Vereinigung an die Wiederfindung der Welt unserer Frühzeit eine Gemeinschaft geschaffen wird.

Diese Gemeinsamkeit wird von allen erstrebt, ehe sie jedoch verwirklicht wird, wünschte im Namen aller Ortsgruppenführer Frau E. Kringel, Osnabrück, von Herrn Prof. Reinerth Antwort auf eine Reihe besorgter Fragen, die nach den vergangenen Er-

fahrungen mit einzelnen Kreisen der Fachwissenschaft leider nur zu berechtigt waren. Prof. Reinerth konnte die Bedenken zerstreuen. Er erklärte ausdrücklich: Der Reichsbund denkt niemals daran, die freie Forschung irgendwie zu unterbinden, solange sie nicht nationalpolitisch schädliche Wege geht. Er wird im Gegenteil die Forschung, wo es angeht, durch Forschungsstipendien unterstützen. Die Zeitschrift „Germanien" behält bei einer Verbindung zwischen Vereinigung und Reichsbund ihren Namen und ihre Schriftleitung; ihre weltanschauliche völkische Richtung bleibt unverändert, ihr Inhalt wird noch verbreitert und vertieft. Auf die Presse wird der Reichsbund Einfluß nehmen, daß Fragen der Germanenkunde und Darstellungen über die Arbeit der Vereinigung und der Forschung künftig die richtige Beachtung finden. Die Ortsgruppen der Vereinigung, die sich früher gegen heftige, oft politische Widerstände mutig durchgesetzt haben, können jetzt nach der Neuordnung des Reiches von den Kreisleitungen der NSDAP. jede nur mögliche Unterstützung finden, wie sie ihnen ja vielerorts schon zu Gebote steht. Den Ortsgruppen wird außerdem künftig das Vortragsamt des Reichsbundes und die reichhaltige Sammlung von Lichtbildern für ihre Aufklärungs- und Schulungsvorträge zur Verfügung stehen.

Oberstleutnant Platz erklärte, daß danach kein wesentlicher Grund zu Befürchtungen bestände, und Direktor Teudt sprach Ministerialrat Dr. Benze und Prof. Dr. Reinerth seinen herzlichen Dank aus und das Vertrauen der Vereinigung, daß Prof. Reinerth und sie von den gleichen Empfindungen geleitet würden. In einer anschließenden Besprechung wurde ein künftiges vertrauensvolles Zusammenarbeiten zwischen dem Reichsbund für Deutsche Vorgeschichte und der Vereinigung der Freunde germanischer Vorgeschichte so gut wie gesichert.

Den Schlußvortrag der Hauptversammlung hielt Otto Siegfried Reuter, Bremen; er sprach über germanische Himmelskunde. Seine Forschungen haben erwiesen, daß germanische astronomische Begriffe, nordische Zählweise und die nordische Art der achtfältigen Teilung der Windrose im ganzen Norden herrschend gewesen sind von Island bis zur Beringstraße. Die Sprachen der nichtgermanischen Völker des Nordens zeigen das bis heute, und die Windrosenteilung, die Karl der Franke vergeblich durch eine Zwölferteilung verdrängen wollte, herrscht heute auf der Erde. Zu einer Zeit, da Cäsars Julianischer Kalender die Zeitrechnung der Römer aus völliger Verwirrung vergeblich zu erlösen versuchte, besaß man im Norden, wie Reuter in altschwedischem Schrifttum fand, die einfache Formel für die Gleichschaltung von 8 Sonnenjahren zu 99 Mondmonaten, die auf Jahre hinaus jeden Festtag sicher und richtig bestimmen ließ. Während die Anlieger des küstennahen mittelländischen Binnenmeeres sich durch gefällige Winde von Hafen zu Hafen treiben ließen, schufen germanische Hochseefahrer aus ihrer Sternbeobachtung sich Segelanweisungen, die sie auf dem unbekannten atlantischen Ozean ihr Grönland, ihr Winland (Nordamerika) nicht nur finden, sondern wiederfinden ließen. Das Gefühl des Menschen für kosmische Gebundenheit, und seine Fähigkeit, Himmelsrichtungen zu empfinden, ist uralt, in unsern Breiten älter als die Astronomie Babylons. Der Aurignacmensch schon, jener eine Vorfahr der germanischen Völkersippe, bettete seine Toten genau in der West-Ostrichtung.

Der Redner fand für den wertvollen anregenden Ausklang der Tagung reichen Beifall.

Die Ortsgruppen der Vereinigung gehen nun überall an die Winterarbeit, die in vielen sachkundigen und anregenden Vorträgen die Kenntnis der germanischen Welt verbreiten wird. G.

Es fehlen uns Stützpunkte für unsere Arbeit in Bayern, Thüringen, Sachsen, Brandenburg, Pommern und Ostpreußen.

Soweit unsere in diesen Landschaften wohnenden Mitglieder gewillt sind, die Bildung von Arbeitsgemeinschaften und Ortsgruppen vorzunehmen, bitten wir um kurze Mitteilung an die Geschäftsstelle Detmold, Bandelstraße 7.

Germanien
Monatshefte für Vorgeschichte zur Erkenntnis deutschen Wesens

1934 Dezember / Julmond Heft 12

Reformvorschläge und Arbeitswünsche zur Germanenkunde II

(Fortsetzung aus Heft 11, 1934)

Von Wilhelm Teudt

Jedem, der mit bester Absicht der Objektivität, also auch des Losgelöstseins vom Minderwertigkeitsvorurteil, an die Germanenforschung herantritt, steht als schwerstes allseitig ihm entgegengestelltes Hindernis das quantitative und zum Teil auch qualitative Mißverhältnis des uns zur Beurteilung zur Verfügung stehenden greifbaren germanischen Kulturmaterials zum mittelmeerischen Kulturmaterial im Wege.

Außer den kunstgewerblichen Beständen, die wir zumeist der erfolgreichen Arbeit der Archäologen verdanken, haben wir nur ein kümmerliches Mindestmaß eigener Schriftwerke, Gebäudereste und Zeugen der Bildhauerei und kein gemünztes Geld. Diese unleugbare Armut an greifbaren Kulturzeugen ist im ganzen genommen, wie man meint, ein derartig schwerwiegender Beweis des Kulturtiefstandes, daß alle gutgemeinten Versuche, unseren Ahnen einen vergleichswürdigen oder gar gleichwertigen Platz neben den klassischen und orientalischen Kulturvölkern anzuweisen, vergeblich sind. Die Denkmälerarmut ist die stärkste Stütze des großen Geschichtsirrtums. Die Entstehung einer solchen Armut bedeutet zugleich die Geschichte des Martyriums der germanischen Kulturehre.

Wer diese Stütze nicht aus innerster Überzeugung mit einleuchtenden Wahrheitsgründen zu brechen weiß, der ist untauglich als Kämpfer gegen die Geschichtslüge. Aus diesem Grunde allein schon wird die größte Zahl der derzeitigen Germanenbücher mit ihren reichen Bildern und dankenswert liebevoll zusammengetragenen Einzelheiten die Geschichtslüge vom Barbarentum wohl durchlöchern, aber nicht fällen, zumal wenn zugleich das Schweigen anhält über die doch auch unmittelbar dazugehörigen Geistesleistungen und über die sonst aus Landschaft und Sinnbildern herübergeretteten, auch volkskundlichen Denkmäler des Geisteslebens. Aus den Mosaiksteinen der Spatenwissenschaft allein ist kein Lebensbild zu schaffen!

Fassen wir das Ganze ins Auge, auch wenn wir dazu Arbeitshypothesen zunächst nicht entbehren können; sie werden sich von selbst erledigen, wenn sie nichts taugen!

Ziehen wir das aus einem unerhört ungünstigen Zusammenspiel der Kräfte geborene Ungeheuer der Geschichtslüge, die fast unheimlich anmutende Tragik der germanisch-deutschen Geschichtsführung ans Licht, um Verständnis unserer Ahnenwelt und aus dem Verstädnis Achtung, Liebe, Kraft und Weisheit für den Zukunftsweg zu gewinnen!

Warum sind wir arm an Kulturzeugnissen und müssen schon aus natürlichen Gründen arm sein? Die germanische Realkultur war bis zu ihrem vom Westen her erzwungenen Ende eine ausgeprägte Holzkultur, wurzelnd im Reichtum der Wälder, in ererbter Liebe und Neigung, im Sinn für Schönheit und Sauberkeit. Die Holzkultur erstreckte sich auf Bau von Hütten und Scheuern, von Häusern und Hallen, Lustsitzen und Fürstenschlössern, von Türmen und sonstigen Kultbauten; sie erstreckte sich auf das Gestäbe und Getäfel für alle Bedürfnisse des Schriftwerkes, einerlei ob Runenschrift, lateinische oder griechische Schrift, für Briefwechsel, für häusliche, geschäftliche und wissenschaftliche Buchführung, sowie für die mannigfachen unentbehrlichen graphischen Erfordernisse der wunderbaren Feinschmiedekunst und des Baugewerbes. Die Holzgewerbe, wie Schreiner, Stellmacher, Böttcher und der Schiffsbau waren hochentwickelt und müssen entsprechend hoch organisiert gewesen sein.

Das Holz ist spurlos verfallen, vermodert oder verbrannt bis auf die in günstiger Moor- oder Wasserlage gefundenen spärlichen, aber aufschlußreichen Reste gröberer Art. Und darunter gibt es einige Prachtstücke, deren logische Folgerungen noch gar nicht ausgeschöpft sind.

Ist es nicht ganz unerläßlich, zur Herstellung einer gerechten Vergleichsgrundlage mit der Steinkultur der südlichen Länder, dieses alles in klarer, zäher, eingehender, nicht loslassender Darstellung dem denkenden Menschen vorzuhalten, und ihm den Gedanken einzuhämmern, daß alle die stolzen Altertumsmuseen der großen Städte eine gähnende Leere aufweisen würden, und daß von Rom bis Babylon keine Spur eines Tempels, kein Stückchen eines Standbildes, kein Schrifttäfelchen zu finden wäre, wenn dem Steinwerk genau dasselbe vergängliche Schicksal beschieden wäre wie dem germanischen Holzwerk?

Und wenn dann umgekehrt unsere Einbildungskraft die germanischen Kulturdenkmäler aus Holz lebendig und wahrheitsgemäß wieder in die Wirklichkeit zaubern könnte, — wer mag es unternehmen zu leugnen, daß dann große Museumspaläste entstehen müßten, um eine überwältigende Fülle und Pracht germanischer Kunst- und Geisteserzeugnisse vor uns auszubreiten? Ich lehne es ab, daß das ein müßiges Phantasieren sei; das ist ein um der Gerechtigkeit willen erforderliches Aufräumen in einer irregeführten Gedankenwelt, — unentbehrlich wenn es in dieser Gedankenwelt eine Gerechtigkeit geben soll.

Nur in zweierlei Hinsicht ist ein Zurückstehen der germanischen Kultur zuzugeben: 1. Menschenbildwerk, d. h. bildliche Darstellung von Menschengestalten irgend welcher Art hat in Germanien keine Aufwärtsentwicklung gehabt aus dem einleuchtenden Grunde, weil die Götterdarstellung zu kultischen und mythologischen Zwecken, die in Griechenland zur höchsten künstlerischen Blüte führte, in Germanien fehlte, ja wahrscheinlich weder von der Volksmeinung noch amtlich geduldet wurde. Das ergibt sich deutlich aus der bekannten, sehr eindrücklichen Tacitus-Stelle. Ich kenne sonst treffliche Tacituserklärer, die aus dem Minderwertigkeitskomplex heraus diese und ähnliche Stellen für übertriebene Phantasien des Geschichtsschreibers zwecks Beschämung der Römer hinstellen.

Wie? Die Dutzende von Stellen, an denen der vergleichsweise recht anständige Tacitus überheblich und töricht urteilt, werden gläubig hingenommen? — seine anerkennenden Urteile aber von uns selbst abgelehnt? Offenbar beruht gerade das, was Tacitus über die

religiöse Grundauffassung der Germanen sagt, auf einer Unterrichtung aus bester germanischer Quelle.

So haben wir denn bis in die spätgermanische und frühdeutsche Bekehrungszeit hinein eine auffällige Unbeholfenheit in der Menschendarstellung, die im schroffen Gegensatz zu der höchsten künstlerischen Ornamentik, ja selbst zu den Tierzeichnungen, die innerhalb der Ornamente gefunden werden, steht. Auch die neusten Funde am Brunholdisstuhl in der Rheinpfalz zeigen den gleichen Gegensatz. Die in Trier aufgefundenen kleinen Figuren erweisen sich als Nachäffungen römischer und gallischer Gepflogenheiten. Religiös werden wir sie, wie alle sonst hier und da auftauchenden menschengestaltigen Bilder und Schnitzereien etwa so zu werten haben wie die Heiligenbilder in christlichen Ländern. Oft aber verraten sie auch die ganz ungeschickte Hand, die mit Kunst überhaupt nichts zu tun hat. Jedenfalls haben Götterstandbilder auf germanischen Kultstätten niemals die Rolle gespielt wie in den Tempeln des Südens und des Orients.

2. Auch wenn wir festhalten müssen, daß der private Schriftverkehr in Germanien erheblich umfangreicher gewesen sein kann, als wir bisher angenommen haben, so hat ohne Zweifel die germanische Weise mündlicher Geschichtsüberlieferung und mündlichen Rechts einen beträchtlichen Rückstand im Schriftwesen herbeigeführt. Wieweit der innere Wert einer Kultur dadurch beeinflußt wird, ist hier nicht zu erörtern.

Wir kommen nunmehr zu der von mir bereits eingangs berührten absichtlichen Kulturvernichtung, die in der karolingischen Bekehrungszeit über Germanien hereingebrochen ist. Die wahrheitsgemäße Darstellung und Würdigung dieses für unser Volk verhängnisvollen Schicksals muß neben die natürliche Vergänglichkeit des Grundstoffes der germanischen Realkultur als weiterer verschärfender Grund unserer Armut an germanischen Kulturerzeugnissen gestellt werden. In der deutschen Vorgeschichte darf sie nicht mehr wie bisher nahezu unbeachtet übergangen und totgeschwiegen werden, wenn die Geschichtslüge von der germanischen Unkultur endlich und ernstlich im deutschen Volksbewußtsein überwunden werden soll. Und das gilt um so mehr, weil die Bedeutung dieses gewaltsamen Kulturbruches weit über die Realkultur hinweggreift und sich auf die Grundlagen unserer geistigen Kultur, also auf die eigentlichen Wertmesser der kulturlichen Höhenlage eines Volkes erstreckt.

Außer der Religion, über die ein besonderes Wort zu sagen ist, sind dies Sittlichkeit und Sitte, soziale Grundlagen, Volksleben, Sippe und Familie, Ehre, Wehr und Kampf, Geschmack und Kunst, Recht und Gesetz, Volksverfassung und Gemeinschaft, Sprache und Schrift. Dies alles wurde durch den Kulturbruch im westfränkisch-römischen Sinne beeinflußt, in die Verteidigungsstellung hineingezwungen oder geradezu vergewaltigt.

Die germanische Vorgeschichtswissenschaft, der natürlich keiner dieser Belange fremd sein darf, muß aus Mangel an zeitgenössischen eigenen Quellen in unzähligen Fällen in den urkundlich berichteten Zuständen des 9. Jahrhunderts ihren Ausgangspunkt und Anhalt suchen und sich in die Vorzeit zurücktasten. Sie würde sich die Augen verschließen, wenn sie nicht stets den zwischeneingekommenen Kulturbruch, gleichzeitig aber auch die Unzuverlässigkeit der Literatur jener dunklen Jahrhunderte voll in Rechnung stellen würde.

Abgesehen von der sehr oft festzustellenden Tendenz und Inobjektivität beruht die Unzuverlässigkeit auf dem, wie es scheint, grundsätzlichen Verschweigen sowohl eines erheblichen Teils der damaligen Kulturgeschehnisse selbst, als auch der sie bedingenden, dem Wesen des Christentums widersprechenden Gewaltmaßregeln. Diese bedeuteten völlige Zertretung des altgermanischen Grundsatzes der Gewissensfreiheit und der Duldsamkeit in Glaubensdingen.

Es dürfte, wie für die wissenschaftliche Arbeit überhaupt, also auch für die Germanenforschung als Grundsatz allgemein anerkannt werden, daß sie sich entweder gar nicht,

oder erst in letzter Linie mit der Beurteilung des Wertes oder Unwertes der reinreligiösen Dinge des Glaubens an eine Gottheit, ihrer Transzendenz oder Immanenz und ihrer Offenbarungsweise zu befassen hat. Sie hat es lediglich mit den Tatsachen des Kultus zu tun und den unmittelbar aus diesen Tatsachen sich ergebenden Einwirkungen auf das innere und äußere Kulturleben der Völker.

Der germanengeschichtlichen Forschung unterliegt nun als eine Haupttatsache die Gewaltbekehrung in politischem Dienst mit Wirkung eines Kulturbruches und gleichzeitiger Beseitigung ungezählter Tausende greifbarer Kulturdenkmäler, die anderenfalls hätten erhalten werden können, und ideeller Güter des Wissens und der Volkserinnerung.[1])

Die Veränderung und Verkehrung nahezu aller Kulturgrundlagen, beginnend in den eineinhalb karolingischen Jahrhunderten, hat in das Geschichtsbild unseres Volkes eine Lücke gerissen, an deren schließlicher Überwindung wir nicht verzweifeln dürfen, über deren Gründe wir uns in voller Klarheit befinden müssen. Das schwerste Hindernis zur Wiedererkennung des Geisteslebens der Vorfahren, auf die es uns vor allem ankommt, besteht in der gewollten Zerstörung aller Dinge, die mit dem alten Glauben zusammenhängen, sowie in der gewollten Beseitigung auch der Erinnerung an sie.

Was Einhard in seinen Annalen, Jahr 772, eingehend über die Zerstörung der bedeutendsten Irminsul des alten Sachsenbundes — wie wir jetzt wissen, an den Externsteinen — sagt, was er weiter gelegentlich des Verheerungszuges durch das Sachsenland berichtet „er zerstörte ihre Heiligtümer", das ist zugleich eine ganz allgemein gültige Überschrift über diese Seite der kulturvernichtenden Tätigkeit Karls, des ersten römischen Kaisers deutscher Nation, und seiner nächsten Nachfolger. Mit den Sachsenkriegen anhebend, wurde sie für alle Teile des unterworfenen, kirchlich mit Rom verbundenen Germaniens zur Regel. Mögen auch die Zeitumstände eine verschiedene und zeitweise ganz aussetzende Anwendung dieser Regel bedingt haben, so gelangte doch noch auf dem Laterankonzil 1215, also auf der Höhe des Mittelalters, unter Innocenz III. während der Waldenservernichtung, der Stedingerverfolgungen und der furchtbaren Kaiserwirren auch für Deutschland die Inquisition zur Einführung. Auf ihr Schuldkonto ist wohl das letzte Aufräumen mit den in Bauerntruhen und sonstwo noch verborgenen kultischen Geräten, Runentafeln, Zeichen und Wappenbildern — man denke an die natae et effigies des Tazitus — zu setzen.

Der Deutsche pflegt gründlich zu sein; niemand wird zweifeln, daß der Fanatismus, in den allmählich unser Volk hineingezogen wurde, gründliche Arbeit gemacht hat. Was an Kultgebäuden irgend vorhanden war, wurde dem Erdboden gleichgemacht, falls es nicht zur Umwandlung für christliche Zwecke geeignet erschien. Auch die Grundmauern wurden herausgerissen, wenn es sich um beliebte Andachtsstätten handelte, und

[1] Hinsichtlich der der Wissenschaft sich entziehenden eigentlichen Glaubensfrage jedoch bin ich der persönlichen Ansicht, daß die eigentlichen urchristlichen Ideen, durch den Schriftbuchstaben und die kirchengeschichtliche Entwicklung zu einem wesentlichen Teile bis zur Unkenntlichkeit überdeckt, ja auch in ihr Gegenteil verkehrt worden sind. Die urchristlichen Ideen sind Reingeistigkeit, Allgütigkeit und Allgerechtigkeit eines immanenten Weltschöpfers und Walvaters, ferner der Wert, das Recht und die Gottunmittelbarkeit der menschlichen Persönlichkeit und schließlich gewisse Pflichten gegen den Nächsten in der Abstufung der Familienzugehörigkeit und Sippe, des Volksgenossen und des Mitmenschen. Diese den Völkern durch das Urchristentum wieder neu aufgehenden Wahrheiten sind von der Seele der arisch und arisch-gemischten Völkerwelt des ersten nachchristlichen Jahrtausends in unaufhaltsamer Weise aufgegriffen. Es ist ein ähnlicher, wenn auch umfassenderer Vorgang wie später der Siegeszug der Ideen der deutschen Reformation und der französischen Revolution. Das Christentum würde mit seinen Urideen auch ohne Gewalt, nachdem von den Goten der Anfang gemacht war, in allen germanischen Stämmen seinen Einzug gehalten haben. In dieser Auffassung liegt, wie ich glaube, der Wegweiser zum Ausweg aus den gegenwärtigen kirchlichen Nöten ohne Bruch der geschichtlichen Führung. Er bedeutet eine Reformation, die nicht einen aussichtslosen Kampf gegen eine 1000jährige religiös-sittliche Entwicklung in sich schließt und unserem Volke nicht zum zweiten Male das Unheil eines Kulturbruches zumutet.

die Namen änderte man, um die Erinnerung auszulöschen. Es sind über die Maßen wenig und meist kümmerliche Baureste, deren Herkunft wir als germanisch ansprechen dürfen, im allgemeinen wohl nur Grundmauern auf alten Bauernhöfen.

Tempelgerät und Tempelschätze, von deren Vorhandensein wir ausreichend wissen, sind von vornherein verschleppt oder vernichtet; daß Musikinstrumente, wie Luren, Glocken und sonstiges Metallwerk, was sich dazu eignete, umgeschmolzen wurden, kann logisch erschlossen und auch aus dem Nachklang der zahlreichen Glockensagen gefolgert werden.

Denkrichtig können wir es auch wissen, was aus der Sammlung der germanischen Volkslieder und Sagen geworden ist, die Karl veranstaltet hat. Ein von südlichen, in diesem Falle fränkisch-römischen Gesichtspunkten noch nicht losgekommenes Denken hat bis in unsere Tage hinein harmlos oder befangen oder beides zugleich die Liedersammlung dem Westfrankenkönig auf die Habenseite als deutscher Nationalheld gebucht. Was aber Ludwig den Frommen anlangt, so mußte sein urkundlich bestätigter Widerwille gegen die Lieder und Sagen zu ihrer Vernichtung führen, falls diese nicht schon zu Lebzeiten seines Vaters begonnen hat. Ähnlich steht es um die Verdeutschung der Monatsnamen. Zweierlei steht fest: 1. daß es sich damals um Verdrängung der üblichen germanischen Jahreseinteilung und ihrer Benennungen, die wahrscheinlich wie die Wochentage mit der alten geächteten Religion zusammenhing, handelte; 2. daß als Erfolg des ganzen Unternehmens tatsächlich die alten germanischen Namen bis zur völligen Auslöschung beseitigt, aber nicht durch die neuen künstlich erdachten deutschen Namen, sondern durch lateinische Namen ersetzt wurden. Ein merkwürdiges Verdienst Karls um die deutsche Sprache!

Gegenüber den innerlich anfechtbaren Berichten der Bekehrungszeit und ihrer unkritischen Behandlung durch die jahrhundertelang der Verrömerung verfallenen Gelehrten ist es für unsere, ihrer völkischen Verantwortung wieder bewußt gewordene Vorgeschichtsforschung zu einer entscheidenden Hauptfrage geworden: darf bei der Geschichtsbildung überall die Logik der Dinge gelten und ihr Recht zur Urteilsformung behaupten, nur nicht in der Germanenkunde, wenn dadurch althergebrachte wissenschaftliche Meinungen erschüttert werden zuungunsten fremden Wesens, zugunsten germanischer Kulturhöhe?

In den beiden besprochenen Beispielen, bei denen es sich um germanische Literatur und germanisches Kalenderwesen handelt, wird die germanische Kulturehre auf das lebhafteste berührt. Ich habe sie herangezogen, weil dies bei einer eingehenden und rückhaltlosen Behandlung der Gründe unserer Armut an germanischen Kulturerzeugnissen eine Rolle zu spielen geeignet ist. Zum mindesten muß die Neuprüfung derartiger Fragen verlangt werden. Mit vertrauender Hinnahme der hergebrachten Auffassungen und Deutungen alter Nachrichten kann es keine Überwindung des Barbaren-Irrtums geben.

Wenn sich bei der Darstellung des Kulturbruches um 800 eine Neubeurteilung der Persönlichkeit Karls und seiner Bedeutung für unser Volk ergibt und mit seiner gänzlichen Ablehnung als deutscher Nationalheld endet, so ist das kein Schade, sondern ist eine Luftreinigung in völkischem Sinne von grundsätzlicher Bedeutung. Es ist jetzt schon so, daß sich die Geister an der Beurteilung Karls scheiden. Diese Scheidung deckt sich glücklicherweise nicht mit dem durch Deutschland gehenden konfessionellen Spalt. In den Tagen, als ich „Germanische Heiligtümer", Kapitel 17, über den „Zerstörer der Heiligtümer" schrieb, hatte ich eine zum guten Einvernehmen führende Unterredung mit einem katholischen Oberpfarrer, der mich versicherte, daß Karl noch heute von der westfälischen Volksseele abgelehnt werde. Seine Heiligsprechung habe für Westfalen (und auch im Rheinland bis hin nach Aachen) keine kirchliche Wirkung gehabt. Das Kapitel meines Buches hat reiche Zustimmung gefunden und ist für viele zur Grundlage ihrer Beurteilung Karls geworden. Das berichtete Erlebnis und die weiteren Erfahrungen haben mich

zuversichtlich gemacht, daß die lebendiggewordene Frage nach Karl a n s i c h nicht zur Verschärfung des konfessionellen Gegensatzes dient. Sie kann gradezu zu einer Grundlage gemeinsamer völkischer Auffassung gemacht werden. Denn, was die Zwangsbekehrung anlangt, so gibt es für deutsche Menschen nur einmütige Ablehnung. In deren Gefolge kann sich die Erkundung der Geschichtswahrheit in ruhigen wissenschaftlichen Bahnen bewegen.

Außer der Zwangsbekehrung hat Karl das Unheil des Feudalsystems, den Gegensatz zwischen Herrn und Volk, Zerrüttung der moralischen und rechtlichen Begriffe bis zum Faustrecht und der politischen Zersetzung über Deutschland gebracht sowie die Verrömerung auf zahlreichen Gebieten. Wer das alles nicht als Schaden für das Germanentum empfindet, dem fehlt eine der wichtigsten Vorbedingungen zur Erkundung der germanischen Vergangenheit. Wie sich aus der Stellungnahme hervorragender Persönlichkeiten unserer Zeit ergibt, wird das Thema Karl im Kampf um unsere völkische Kultur nicht wieder verstummen.

Eine verständige, hoffnungerweckende Stellungnahme war vor einiger Zeit (am 30. August d. J.) in der Berliner katholischen Zeitung „Germania" zum Schluß des Artikels einer Besprechung der Externstein-Sache zu lesen.

Sie lautet: „Zusammengefaßt muß also gesagt werden, daß nicht nur die Möglichkeit, sondern nach den neusten Feststellungen die Wahrscheinlichkeit einer vorchristlichen Benutzung der Externsteine besteht. Wenn dem aber so ist, so ist nicht zu begreifen, worum eigentlich der Streit geht. Denn daß Karl der Große das Sachsenland mit Feuer und Schwert verwüstet hat, wissen wir aus Einhard. Daß irgendwo dort die Irminsul gestanden haben muß, und daß sie von Karl dem Großen zertrümmert wurde, wissen wir aus demselben Einhard. Sollte sich also bewahrheiten, daß sich dieses Heiligtum der Sachsen auf den Externsteinen befand, so wäre unsere Kenntnis von der germanischen Vorgeschichte um ein bedeutendes vermehrt. Wir hätten dann allen Grund, uns darüber zu freuen....

Das Problem der Externsteine ... muß ... in die geschichtliche Sphäre der Erforschung unserer gesamten deutschen Vergangenheit zurückversetzt werden."

Es ist bemerkenswert, eine wie hohe Bedeutung die Externsteinangelegenheit sowohl wegen ihrer volkstümlichen Faßlichkeit, als auch wegen ihres hohen wissenschaftlichen Interesses im Kampfe um unser völkisches Dasein und seine Grundlagen zu gewinnen scheint, — einem Kulturkampfe, der nach unserem dringenden Wunsche unter Ausschluß der rein religiösen Glaubensfragen geführt werden muß.

Ich fasse nun zusammen: 1. Die neuzeitlichen Erfolge der Spatenwissenschaft und übrigen der Germanenkunde dienenden Wissenszweige, dazu die Lehren der Vererbung und die Fragestellungen und Anforderungen unserer völkisch erwachten Zeit haben die Vorgeschichtswissenschaft vor neue Aufgaben gestellt. Zu ihrer befriedigenden Erfüllung ist eine Anzahl von Reformvorschlägen gemacht und der Prüfung dargeboten worden.

2. Zur Überwindung des eingewurzelten Geschichtsirrtums über den Kulturstand unserer Vorfahren ist es unerläßlich, daß die Gründe unserer Armut an Kulturzeugnissen der germanischen Zeit, darunter vor allem der Kulturbruch des karolingischen Zeitalters, eingehendste Beachtung und Darlegung finden.

Zum Schluß sei der Zuversicht Ausdruck gegeben, daß die Entschleierung der germanischen Kultur ihren stetigen und auch schnellen Fortgang nehmen wird. Nicht nur nach der wissenschaftlichen Seite ist die Zeit zum Aufstieg gekommen; erfreulich ist auch die Aufnahmefähigkeit unseres Volkes für alles, was geeignet ist, das wissenschaftliche Gerüst mit Fleisch und Blut zu umkleiden. Dazu gehören die freien, dichterisch-erzählerischen Darstellungen geschichtlicher Geschehnisse, besonders aus der Zeit der Römerkriege, wie sie in neuer und neuster Zeit, vortrefflich in Form und Geist, dargeboten werden.

Die deutsche Volksseele läßt sich ergreifen von Stolz und von Freude an ihrer so lange mit dichtem Schleier überdeckten Vergangenheit.

Trojaburgen

Von Haye Hamkens

Es ist durchaus gebräuchlich, von einem Labyrinth zu sprechen, — ohne daß in den meisten Fällen mehr dahinter steht als eine etwas unbehagliche Erinnerung an die Schulstube. Vielleicht verdichten sich die blassen Erinnerungen noch zu Namen wie „Theseus", „Ariadne" und „Minotauros". Aber dann ist in den meisten Fällen endgültig Schluß. Von der Verbreitung der Labyrinthe, Irrgärten, Wenderinge, Schnecken, Wurmlagen, Trojaburgen, und wie die Namen sonst noch alle lauten, ist so wenig bekannt wie von den Namen selbst.

Die bekannteste Trojaburg ist wohl die von Wisby auf der Insel Gotland (Abb. 1, 3) obwohl sie allein auf der Insel noch drei weitere Schwestern hat. Sie ist mit fußbreiten Windungen aus etwa kopfgroßen Feldsteinen gelegt worden und verdankt der Sage nach ihre Entstehung einer Königstochter, die von Räubern unter dem Galgenberg gefangen gehalten wurde. Sie hat jeden Tag einen Stein an den andern gelegt, bis bei ihrer Befreiung die Trojaburg fertig war. — In dem jetzt an Dänemark abgetretenen Nordschleswig liegt bei Wisby, unweit Tondern, ein Erdwerk, das heute noch den Namen Troiburg führt. Eine nicht sehr weit davon entfernte Höhe ist der Galgenberg, dessen Name dort oben selten ist. — Bei Tondern selbst bilden alte Stiche einen Rantzauschen Besitz ab, der als „arx troiburgum" bezeichnet wird und ebenfalls an einem Galgenberg sich befindet. In unmittelbarer Nähe dieser beiden Troiburgs liegt Gallehuus, das durch die dort gefundenen Goldhörner bekannt geworden ist. — Der Galgenberg von Meldorf in Dithmarschen ist heute noch eine Spirale. — Und die Trojaburg von Steigra (Abb. 1, 4 u. 2—5), von der noch weiter unten die Rede sein wird, ist wie die nordschleswigsche 5 km von einem Galgenberg entfernt, nämlich dem von Burgscheidungen an der Unstrut, an welchem Orte nach Widukind von Corvey die Sachsen im Jahre 530 eine Irminsäule errichteten, als sie die Thüringe besiegt hatten (Widukind, res gestae sax I, 12). — Eine weitere deutsche Trojaburg hat in Graitschen bei Camburg (Abb. 1, 10), südlich Naumburg, gelegen. Von ihr ist nur noch die Erinnerung vorhanden, festgehalten in dem Ortswappen, das eine Trojaburg zeigt. — Auch die Mark Brandenburg kannte ähnliche Anlagen, die dort „Jekkendanz" oder „Wunderberg" geheißen wurden. Der Eberswalder Wunderberg führte außerdem noch die Bezeichnung „Zauberkreis". — Weiter kennen wir Trojaburgen aus Island, wo sie „Wielandshäuser" heißen, — aus Dänemark, Norwegen und Schweden, wo die Benennung „Trojaburg" allgemein ist, — aus Lappland, Finnland, den nördlichen Teilen Rußlands, von den Ufern und Inseln des Weißen Meeres. In Rußland heißen sie „Babylon", in wälischer Sprache „Caer-Droia", in England „Troitowns", „walls of Troy", „Himmelsweg" und „Jerusalems Pfad". Den letzten Namen wendet auch Frankreich an: „Chemins de Jerusalem". Aus der griechischen Götterwelt stammt der Name „Labyrinth". Die kretischen Trojaburgen als Münzbild (Abb. 1, 1) gehen zurück auf das Heiligtum des Stiergottes Labrynthios, dessen Zeichen die Doppelaxt war (griechisch: labrys = Doppelaxt). Schließlich kennen wir auch aus Ägypten Trojaburgen, deren bekannteste um 2200 v. Zw. von König Amenemhat III. bei dem Möris-See als Heiligtum des ganzen Reiches angelegt wurde.

Ernst Krause führt zu dem Namen Trojaburg das altdeutsche „drajan", das gotische „thraian", das keltische „troian" und das mittelenglische „throwen" an. Dazu kommen weiter das angelsächsische „thrawan", das niederländische und plattdeutsche „draien", das dänische „dreje", schwedisch „dreja" und das englische „throe". Alle diese Worte bedeuten „drehen" und werden bezogen auf die Drehungen und Windungen der Anlage. — Vielleicht ist auch der märkische „Wunderberg" verderbt aus einem älteren „Wenderberg", so daß das Wort „wenden" zugrunde läge. — Es gehört weiter das niederdeutsche

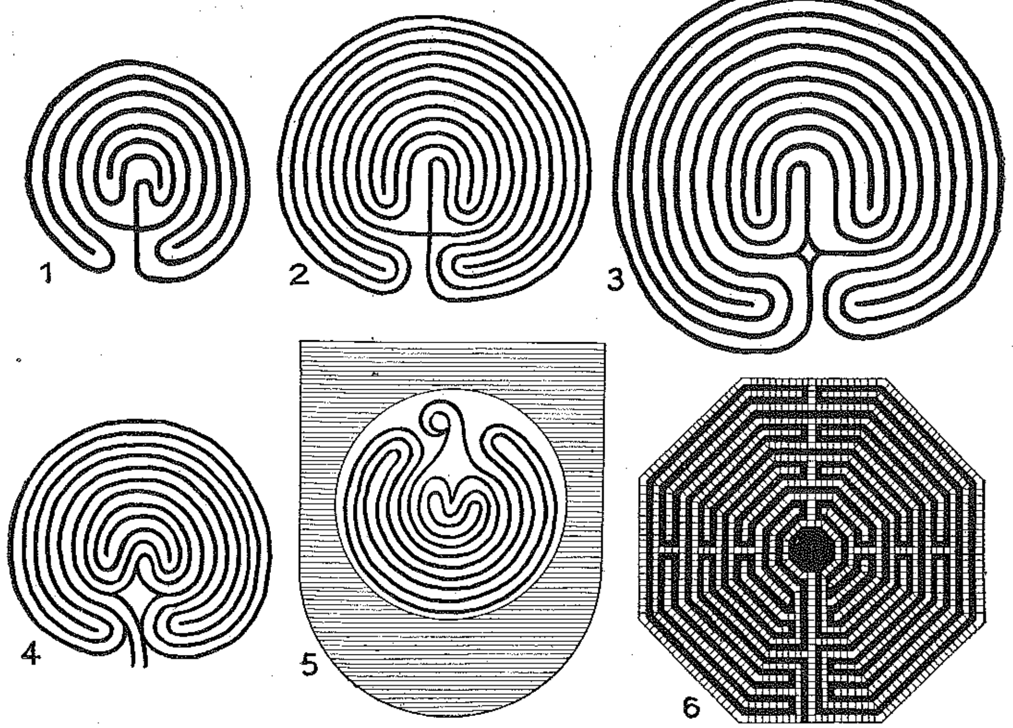


Abb. 1. Typen von Trojaburgen.

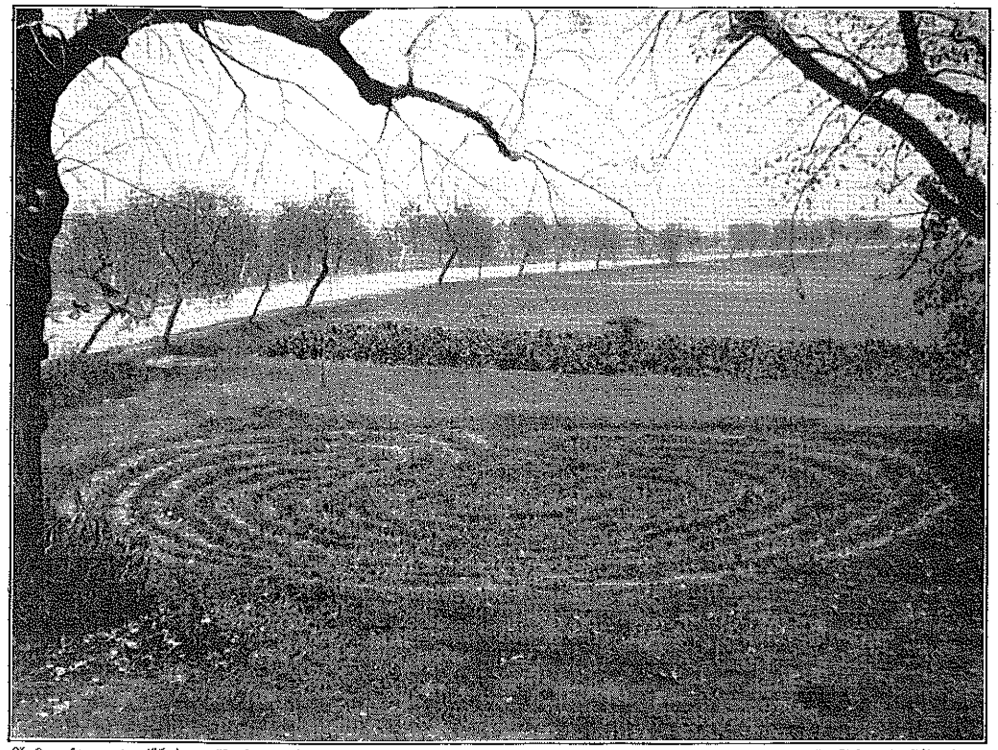
1. Labyrinth von Knossos (Münzbild). 2. Trojaburg in der Kirche von Räntmaki (Finnland). 3. Trojaburg von Wisby auf Gotland. 4. Trojaburg von Steigra. 5. Wappen der Gemeinde Graitschen bei Camburg. 6. Labyrinth in der Quintinus-Basilika, St. Quentin.

„Traaje" hierher. Es bezeichnet eine ausgefahrene Wagenspur, ein „Geleise", und es wird auch neuerdings durch „Spoor" = Spur ersetzt. Als Tätigkeitswort besagt es „in der Spur eines anderen fahren". In der Aussprache verwandelt sich das doppelte A wie in den nordischen Sprachen zu einem fast reinen O, so daß also „traajen" wie „trojen" ausgesprochen wird. Danach würde also diese Ableitung sich auf die in die Erde gegrabenen oder mit Steinen gelegten „Spuren" beziehen, denen man beim Betreten der Trojaburg folgen muß. Beim Anblick der in den Rasen gestochenen Windungen, die wie eine ausgefahrene Wagenspur aussehen, ist die Verwandtschaft nicht von der Hand zu weisen.

Über die zeitliche Ansetzung der Trojaburgen ist lebhaft gestritten worden. Der Finne Dr. Aspelin setzt die Trojaburgen in die Bronzezeit, während der russische Forscher Jelissejew sie für noch älter hält. Dr. Nordström-Stockholm vertrat die Meinung, daß es sich um christliche Anlagen handeln müsse, die aus der Kirche in späterer Zeit ins Freie verlegt wurden. Er begründet diese Auffassung mit der Tatsache, daß sich in vielen alten italienischen und französischen Kirchen solche Irrgärten als Steinteppich finden. Trotzdem liegt hier ein Irrtum vor; denn schon Plinius berichtete in seiner Historia naturalis Liber XXXVI, 12, 19 von im freien Feld liegenden Trojaburgen in Italien. Auch die griechischen und ägyptischen Labyrinthe sind wesentlich älter als die christliche Kirche. Und es erscheint abwegig, daß diese Dinge entwickelt haben sollte, die in der christlichen Religion

keine Stütze finden. — Tatsächlich hat die Kirche die Trojaburgen wohl wie manches andere übernommen, das sie trotz des besten Willens nicht unterdrücken konnte. Dafür sprechen beispielsweise auch die merkwürdigen Gewölbezeichnungen in der Dorfkirche von Räntmaki in Finnland (Abb. 1, 2). Sind die in den Kirchenboden eingesetzten Labyrinthe zur Not noch als „Weg nach Jerusalem" usw. zu erklären, so ist in diesem Falle jede Deutung dieser Art unmöglich. Denn in Räntmaki ist die Trojaburg an die Decke eines Gewölbes gezeichnet, mitten unter andere schon im Stil heidnisch anmutende Darstellungen. Es liegt also nur der eine Schluß nahe, daß hier ein vorchristlicher Brauch übernommen und umgedeutet wurde. In den Kreuzzugsjahren taucht dann der Name „Weg nach Jerusalem" auf. In die gleiche Zeit gehört auch eine ostpreußische Sage von dem Deutsch-Herren-Orden: Die Ritter hätten vor ihren Burgen Irrgärten angelegt, die sie „Jerusalem" nannten und täglich unter Lachen und Scherzen ihren Knechten im Kampfe abgewannen. Das hätten sie getan, um ihr Gelübde zu erfüllen, das sie zu unablässigem Kampf um die Befreiung Jerusalems verpflichtete. Soweit die Sage. Sie klingt nach wesentlich älteren Dingen und Bräuchen. Und es ist auch nicht anzunehmen, daß die Ritter sich mit den Trojaburgen befaßten oder sie gar anlegten. Viel wahrscheinlicher haben sie an die Stelle solcher Anlagen ihre Burgen und Kirchen gebaut, wie ja fast alle alten Kirchen und Klöster an ältere Kultorte der vorchristlichen Zeit gesetzt worden sind. — Nur eins ist der Kirche zuzuschreiben: die regelmäßigere und vollendetere Gestaltung der Irrgärten, die sich allerdings bei den aus Steinplatten gelegten kirchlichen Anlagen leichter erreichen ließ als bei den ausgestochenen oder aus Feldsteinen gelegten Trojaburgen der vorchristlichen Zeit. Wie kunstvoll manche der kirchlichen Labyrinthe sind, zeigt das im Jahre 1495 angelegte in der Quintinus-Basilika von St. Quentin (Abb. 1, 6). Die aus 2200 Steinplatten gebildete Anlage hat als Grundform zwölf um einen Mittelpunkt liegende Ringe. Durch Verschiebung von nur 47 Platten wurde daraus ein kunstvoller Irrgarten (Möller-Fernau, „Kosmos", 1932, Seite 307).

Freilich änderte sich dabei das Bild der Trojaburg sehr wesentlich. Allen alten Anlagen, ob in Griechenland oder Skandinavien, ist nämlich gemeinsam, daß die Ringe zwar einen gemeinsamen Mittelpunkt haben, daß sie aber keine genauen Kreise sind, so daß der Mittelpunkt etwas nach unten verschoben wird. — Es kann als gesichert angesehen werden, daß die verschiedenen Windungen der Trojaburg den Sonnenweg des Jahres versinnbildlichen sollen. Auch die Zwölfzahl der einzelnen Ringe spricht dafür; denn es gibt nur wenige Burgen mit anderer Einteilung. Die waagerechten Arme des deutlich sichtbaren Kreuzes sind dann vielleicht als Kimming, als Horizont anzusprechen, so daß die mannigfach verschnörkelten und etwas gedrückten Schlingen darunter den unterirdischen Sonnenweg (während der Nacht) darstellen. Vielleicht leitet sich daher auch der Verruf der Kreuzwege, der ebenfalls auf heidnische Gründe zurückgehen muß, weil es sonst gänzlich unverständlich ist, daß das heilige Zeichen des Christentums in diesem Falle Platz des Teufels sein soll. — Der Kreuzungspunkt wird oft mit einem Stein belegt oder bei den in den Rasen gestochenen Anlagen als viereckiger Block herausgeholt. Auf ihm saß die gefangene Jungfrau, die befreit werden muß, wie wir es von manchem heute noch geübten Brauch kennen. Etwas davon hat auch das bekannte Kinderliedchen: „Mariechen saß auf einem Stein..." noch bewahrt. Aus zahlreichen Sagen und Märchen wissen wir, daß Verzauberte in Stein verwandelt oder in einen Felsen gebannt werden. — Es ist also nicht zuviel vermutet, wenn angenommen wird, daß die Sonne als Jungfrau auf den Stein gebannt wird, von einem Drachen, dem Winter bewacht, und daß ein Ritter als Frühling sie befreit. Daß diese Kämpfe sich oft in der Dunkelheit oder unter der Erde abspielen, verstärkt die Annahme. — Denn regelmäßig steht mit der Trojaburg die Sage von einer gefangenen und befreiten Jungfrau in Verbindung, wie schon bei der Wisbyer Anlage kurz erwähnt wurde, wo die Jungfrau sogar als Erbauerin der Wurmlage auftritt. Daß



Aus unserem vorjährigen Preisausschreiben. Aufn. H. Schoepf, Eisenberg.

Abb. 2. Die Trojaburg bei Steigra, Blick nach Norden, vom Hügel aus.

sie unter dem Galgenberg gefangen gehalten wurde, wie auch andre Trojaburgen in der Nähe des Galgenberges liegen, läßt auch auf vorchristliche Entstehung und demgemäß eine Satanisierung schließen.

Die zahlreichen deutschen Sagen von dem Drachenkampf um die Jungfrau dürfen wohl als bekannt vorausgesetzt werden, ebenso die Märchen. Am ausgeprägtesten ist die Siegfriedsage mit dem Drachenkampf, dem Einritt in die Zwingburg und der Befreiung Brynhilds aus dem Zauberschlaf. — Nach der ältesten Form der griechischen Trojasage tötet Herakles vor den Toren Trojas den Drachen und erlöst Hesione. — Ähnlich erlöst Perseus Andromeda von dem Meerdrachen. — Theseus überwältigt in dem kretischen Labyrinth den Minotauros. Aus den Irrgängen findet er mit Hilfe eines Garnknäuels heraus, das ihm Ariadne gegeben hat. — Einen Drachenkampf berichtet auch Frobenius in seinen Kabylen-Märchen (Atlantis II, Seite 183, Nr. 20). Dort steht der Drachentöter noch innerhalb der Steinsetzung. Einen zweiten siebenköpfigen Drachen tötet er bei der schlafenden Jungfrau in einer Burg (thraja). Das Garnknäuel ist hier geteilt in ein schwarzes und ein weißes, das zwei Männer auf- und abwickeln, um Tag und Nacht damit herbeizuführen. — Nach der bulgarischen Legende kämpft auch der Ritter Georg vor den Toren Trojas mit dem Drachen, als er die Jungfrau befreien will.

Als Volksbrauch wird der Drachenkampf heute noch in Deutschland, Österreich, England und Frankreich begangen. Oft ist auch noch die Befreiung einer Jungfrau damit verbunden, die als Maikönigin usw. benannt wird. Selbst das Bad im Drachenblut lebt in abgeschwächter Form weiter; denn bei etlichen dieser Bräuche sucht man das verströmende „Drachenblut" mit Tüchern aufzufangen. — Wie alt die Spiele sind, geht aus Hand-

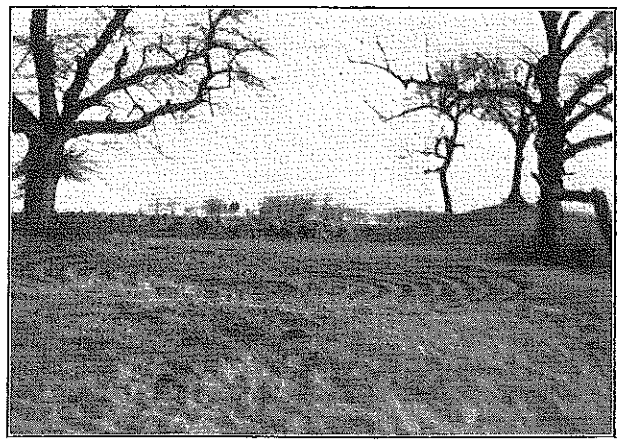


Abb. 3. Trojaburg bei Steigra, Blick nach Südosten.

Aufn. Haye Hamkens

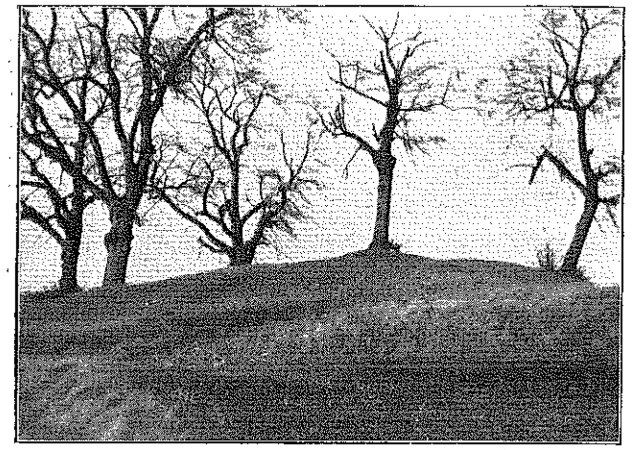


Abb. 4. Trojaburg bei Steigra, Blick nach Norden, vom Dorfe her. Die Trojaburg liegt hinter dem Hügel.

Aufn. Haye Hamkens



Abb. 5. Trojaburg bei Steigra, Blick nach Süden. Rechts wird das Dorf sichtbar.

Aufn. Haye Hamkens

schriften des 14. Jahrhunderts hervor, die das „würme spil" erwähnen. Zu Anfang des 15. Jahrhunderts wird den Schülern Magdeburgs der „ludus draconis" verboten. Und wenn Hans Sachs einen neuen Text für das Drachenspiel dichtet, so läßt das auf ein Zersingen des alten schließen. Und das dauert sehr lange. — Besonders häufig tritt in den Sagen und Bräuchen der Heilige Georg auf, der aber fast immer als „Ritter" Georg benannt wird. Vielfach werden die Feste auch an seinem Tage, dem 23. Oster/April, begangen. Und es ist ohne weiteres anzunehmen, daß die vielen Maispiele, Maitänze, der Ritt um den Maipfahl, die Wahl von Maikönig und -königin mit seinen Festen in Zusammenhang stehen. Oft wird an der Verschiebung und an dem Zerreißen der Feste die Einführung der christlichen Festtage an Stelle der alten schuld sein, oft auch der Wechsel zu dem heutigen Kalender. Weiter aber deutet viel darauf hin, daß auch der Beginn des Mai-Monats zwölf heilige Nächte kannte, ähnlich wie der Jahreswechsel. Der heute noch so genannte „alte Maitag" endet mit den drei Eisheiligen, wie auch die winterlichen zwölf Nächte mit den Heiligen Drei Königen. So ist also auch die Möglichkeit vorhanden, daß alle diese Spiele ein großes Ganze waren, das mit dem Georgstage begann und sich um und in der Trojaburg abspielte. — Krause bringt nun mit den Maitänzen in den Trojaburgen auch die Morristänze zusammen. Tatsächlich ist das Gebiet, in dem die Tänze zu Hause sind, die Landschaft um W h i t b y in der Grafschaft Yorkshire. Aber der Heilige Mauritius (= morris) hat seinen Tag am 22. 9. Trotzdem können aber die Tänze mit den Trojaburgen insofern zusammenkommen, als Mauritius und der Drachenkämpfer Michael (29. 9.) das winterliche Gegenspiel zu dem Ritter Georg sind. Wie dieser die Sonne im Frühjahr befreit, so nehmen die beiden Herbstheiligen sie gegen Ende des Sommers in ihre Obhut. Das Widerspiel Sommer und Winter prägt sich ja in vielen Bräuchen und Sitten aus. So ähneln sich auch Faschings- und Kirmesbräuche, so steht der winterlichen Tanne zu Weihnachten der Maibaum und die Pfingstbirke gegenüber. — Weiter würden dazu aber auch die Zeichen der alten Kalender auf den Gallehuushörnern stimmen, die als Mai eine lang ausgestreckte Schlange aufweisen, während der Herbst durch eine zur Wurmlage aufgerollte bezeichnet wird. — Auch der Heilige Quintinus hat seinen Tag im Herbste, am 4. 10.

Vielleicht stehen in Zusammenhang mit der auch als „Schnecke" bezeichneten Trojaburg die Schneckenhäuser, mit denen die Narros ihre Hüte benähen, ebenso das bei manchen Volksbräuchen übliche Schneckenessen. — Auch der Benediktentag, 21. 3., hat Verbindungen zur Trojaburg. Denn in den Bauernkalendern ist sein Zeichen eine Wurmlage, die aus einem mit neun Halbkreisen verzierten Gefäß kommt. Neuerdings wird sie zum Bischofsstab umgezeichnet.

Erwähnt werden mag auch noch, daß gelegentlich das ausgehende Mittelalter die Trojaburg als Sinnbild der menschlichen Art und des menschlichen Wesens benutzte. Wenigstens dürften die Gemälde, die als Stickerei oder Schmuck auf der Brust des Dargestellten einen Irrgarten zeigen, kaum anders zu deuten sein. Bekräftigt wird diese Annahme noch dadurch, daß gelegentlich der Porträtierte ausdrücklich mit dem Finger auf das Labyrinth weist.

Die einzige, meines Wissens in Deutschland noch erhaltene Trojaburg ist die bei Steigra, einem Dorfe zwischen Querfurt und Freyburg an der Unstrut. Sie blieb bis auf den heutigen Tag bestehen, weil alljährlich um die Osterzeit die Bauern die Ringe neu ausstechen. — Wie die im Wappen von Graitschen erhaltene Trojaburg als eine Erinnerung an die Schwedenzeit bezeichnet wird, so heißt auch die von Steigra „Schwedenring", obwohl ganz sicher in beiden Fällen keineswegs Gustav Adolfs Schweden als Urheber in Frage kommen. — Von den einst hier geübten Bräuchen ist keine Erinnerung mehr vorhanden. Aber es ist nicht falsch, von anderen ähnlichen Anlagen auf das hier heimisch gewesene Brauchtum zurückzuschließen. Und da erscheint es auffällig, daß in der Umgebung

Steigras, bis nach Merseburg herüber, der Ritter Georg eine große Rolle spielt. Mehrfach sind an den Kirchen Darstellungen des Ritters oder seines Kampfes mit dem Drachen. Eine stark verwitterte befindet sich auch an der Querfurter Burg. Die Kirche von Steigra ist dem Sanct Georg geweiht, und der Gasthof führt den Namen „Zum Ritter Georg". Nimmt man dazu die schon erwähnte Übung, um Ostern die Ringe neu auszustechen, so liegt der Schluß nahe, daß auch hier einst feierliche Frühlingsbräuche begangen wurden. — Wenn auch von den Bräuchen und Spielen, denen die Trojaburg bei Steigra einst diente, nichts mehr erhalten ist, so ist doch Grund genug, dem Dorfe für die unerschütterliche Treue zu danken, mit der es heute noch seine Burg hütet und pflegt und damit dieses einzigartige Denkmal der Vorzeit bis in unsere Tage herüberrettete.

Vom Namen Helgoland

Von Bertha Witt

Es liegt ein eigenartiger Klang in dem Namen unseres felsigen Nordmeereilands, der schon oft zum Rätselraten Veranlassung gegeben haben mag, und heute, da wir wieder mehr denn je auf den Spuren unserer fernen Vorzeit wandeln, mag es reizen, auch seiner Deutung wieder einmal näherzutreten. Als vor Jahren Frenssens Roman „Hilligenlei" von sich reden machte, hat man vielfach an Helgoland gedacht. Ein „heiliges Land" klingt ja ganz offenbar aus beiden Namen heraus. Aber was dem Dichter im weitläufigeren Sinne das heilige Land der Heimat ist, das wird bei Helgoland zur weitaus engeren, eindeutigen Bedeutung. Unzweifelhaft ist, daß die Insel schon ihren frühesten angestammten Besitzern, den Friesen, als ein besonders geheiligter Boden gegolten hat, daß sie eine heidnische Kultstätte von hoher Bedeutung war. Auf dem ehemals noch nicht bis auf den heutigen kleinen Rest vom Meere zernagten Eiland müssen sich sowohl heilige Haine wie Tempel befunden haben, deren Bedeutung um so größer erscheint, als im altgermanischen Götterkult derartige Tempelanlagen nur verhältnismäßig selten vorkamen, weil man sich im wesentlichen mit heiligen Bäumen, Quellen, Hainen für die Verehrung der Gottheit begnügte. Den Grund, daß die Friesen hier ihren Göttern mehrere Tempel errichteten, sieht man in dem Wunsch, die in ihrem Bestand schon damals sichtlich abnehmende Insel dem Schutze der Gottheit gegen die feindlichen Meeresgötter ganz besonders anvertraut zu sehen.

Noch auf spätmittelalterlichen Karten von Helgoland findet man zwei aus den Jahren 692 bzw. 768 nachgewiesene Tempel verzeichnet, und obgleich sie durch den Apostel Willebrord längst gestürzt waren, mögen doch Reste übrig geblieben sein, denn noch um 1760 soll ein Bildnis Tiets, angeblich einer der niederen Friesengötter, der offenbar mit Tie oder Ziu, auf den unser „Dienstag" zurückgeht, identisch ist, auf der Insel vorhanden gewesen sein. Ältere Schriftsteller, unbekannt mit den alten Friesengöttern, haben sie mit den Göttern der Antike verwechselt und aus jenen Kultstätten Tempel der Vesta und des Jovis gemacht. In Wahrheit ist wohl der alte Friesengott Fosite dahinter zu suchen, von dem schriftliche Zeugnisse aus dem 9. Jahrhundert schätzbare Kunde geben. Er ist offenbar derselbe wie der in der Edda unter den Asen erscheinende Forseti, der ein Sohn Baldurs war, gleich diesem im leuchtenden Saale wohnte und als der weiseste, mildeste, beredteste Gott, wie Baldur selbst, für den weisesten Richter bei Göttern und Menschen galt. Um ihn der Vesta anzunähern, hat man später ein weibliches Götterwesen, eine Foseta, aus ihm gemacht und dieser den Vesta-Tempel und die ursprüngliche Benennung der Insel zugeschrieben, die in mehreren Varianten wie Phosea, Fostlandia, Phosteland wiederkehrt. Auch hier gelangt man aber zur ursprünglichen Quelle,

dem Fosite, zurück, dem die Insel ihren ursprünglichen Namen „Fosetisland“ verdankt. Alcuin in seiner „Vita Wilibrord“ gibt Zeugnis davon; ausdrücklich spricht er von einer „insulam, quae e quodem deo suo Fosite ab accolis terrae Fosetisland“; ebenso äußert sich Altfried, der 849 starb.

Ein göttergeweihter und demnach ganz besonders heiliger Boden war also die Insel, ehe die christlichen Bekehrer sie betraten, und wie außerordentlich diese ihre Bedeutung als Kultstätte gewesen sein muß, ergab sich noch später in der ersten christlichen Zeit aus den Gebräuchen der Schiffer und Wikinger, die immer noch ihren Zusammenhang mit dem früheren Götterkult auf diesem geweihten Boden erkennen ließen. Hier tritt auch noch eine andere Bezeichnung, Heiligelund, hervor, die auf jene heiligen Haine gedeutet wird, wie sie ebenfalls als vorchristliche Kultstätten einst hier angenommen werden müssen. Denn wenn die Insel auch nicht, wie man früher annahm, unmittelbar mit dem Festland zusammenhing, obwohl sie durch ein flaches Wattenmeer damit verbunden war, so war doch ihr Umfang vor den großen Sturmfluten ein ganz bedeutender und kleinere oder größere Waldbestände dürften wohl anzunehmen gewesen sein. Auf jeden Fall war der auf der Stätte ruhende Begriff der Heiligkeit feststehend, und den christlichen Bekehrern war, gemäß der Diplomatie der gegen liebgewordene Gewohnheiten stets schonend vorgehenden Kirche, offensichtlich daran gelegen, diesen Begriff der Heiligkeit auch für die Folge zu erhalten. Schon Adam von Bremen gebrauchte den seitdem üblich gewordenen Namen Heiligeland, woraus der friesische Sprachgebrauch ein helegland machte, aus dem dann im Laufe der Zeit Helgoland wurde. Obwohl der Friesenfürst Radbod sich dem Christengott nur widerwillig beugte und zuletzt doch die Gemeinschaft mit seinen Göttern vorzog, konnten die Apostel doch die neue Lehre unter den Friesen verhältnismäßig rasch ausbreiten und bereits 866 erstand ein Kloster auf Helgoland. Damit war auch von christlicher Seite her die Heiligkeit der Insel festgelegt und mit einer neuen, kirchlichen Bezeichnung, Terra Sanctis = Heilige Erde, verankert. Es ist nicht ganz ersichtlich, ob jenes Kloster der heiligen Ursula geweiht oder die Insel an sich dem Schutz dieser Heiligen unterstellt worden war, — genug, aus einer derartigen Verbindung ergab sich damals auch der früher häufige Name Ursulen-Insel.

Spätere Sprachforscher haben die Abwandlung von Heiligeland in Helgoland, obgleich sie sich auf dem Umweg über helegland ziemlich einwandfrei erklärt, in Zweifel gezogen und den Namen Helgoland von einem frühzeitig im Dienste des Christentums auf der Insel tätig gewesenen angeblichen Bischofs Heligone herzuleiten gesucht; doch dürfte das wohl ebenso zweifelhaft bleiben wie das Zurückgreifen auf einen gewissen unkontrollierbaren Helgo, der einst im Kampf mit den Normannen das den Sachsen verloren gegangene Jütland zurückerobert haben soll. Nach dem heutigen Stande der Forschung aber wird man wohl bei dem Heiligenland bleiben müssen, das sich aus der alten vorchristlichen Kultstätte ergibt.

Unser vorgeschichtliches Wissen, namentlich soweit es unsere heimatlichen Denkmäler betrifft, ist eitel Stückwerk. Dessen sollte sich vor allem jeder Fachmann immer bewußt bleiben. Auf der anderen Seite würde es nicht schaden, wenn die Altertumsfreunde bei ihren Entdeckungen auch etwas mehr Vorsicht walten ließen und ihre Offenbarungen nicht gleich als sichere Tatsachen hinstellen würden. Doch sind sie leichter entschuldigt, weil es ihnen bislang schwer wird, eine entgegenkommende wissenschaftliche Instanz oder Persönlichkeit zu finden, die wirklich hilft.

Dr. H. Hofmeister, Prof. an der Techn. Hochschule Braunschweig.

Der Zwiefache

Von Hermann Moos

In einer Rede über die „Wissenschaft im Gesamtgefüge der Kultur“ — Abdruck in der Zeitschrift „Die Westmark“, Januar 1934 — ließ Kurt Kölsch einmal das Wort von der „nordischen Wiedergeburt“ als einer Forderung an Wissenschaft und Kunst zur Besinnung auf unsere bluts- und geistesmäßige Herkunft fallen. Diese Forderung besteht zu Recht. Denn in uns sind die Fäden zur Vergangenheit abgerissen. Erst der Umbruch, der wie ein Sturm auch unser Kulturleben erfaßte und ihm neuen Atem zublies, gab Weg und Weisung, ja, öffnete erst Blick und Sinn für die Dinge, die uns in der Verwirrung der Jahrhunderte fremd und unverständlich geworden waren und doch so nahe hätten liegen müssen. Bislang waren all die „äußeren Erscheinungen nur Teile ohne geistiges Band“, sagt Kurt Kölsch, „nur Steine in einem Museum, nur praktisch nüchterner Hausrat, den keines Gottes Atem jemals zum heiligen Tun geweiht.“ In der Tat, wir mußten erst sehen lernen, um zu erkennen und erst erfüllt sein, um zu verstehen. Wie weit wir von all dem entfernt standen und wie dann allein schon die Wendung zu einer neuen Besinnung genügte, um der Lösung für das Unverstandene nahe zu sein, davon folgendes Beispiel.

Vor Jahren entdeckte man zu Speyer am Giebel eines Hauses die reliefartige Darstellung eines Mannes, die hier in Abb. 1 gezeigt wird. Wir danken Entdeckung und Sicherung des Reliefs der verdienstlichen Wachsamkeit des pfälzischen Museumsleiters Dr. Fr. Sprater, der das Bild



Abb. 1. Reliefartige Darstellung am Giebel eines Hauses zu Speyer.

in seine sichere Obhut nahm. Woher das Relief stammte, wie es an diesen Hausgiebel kam, was es darzustellen beabsichtigte: das alles waren Fragen, über die man in große Not kam. Man wußte nichts davon. Man erkannte das Werk richtig als romanische Arbeit und brachte es — ebenso richtig — wegen der seltsamen Haltung des Mannes in eine Beziehung zu ähnlichen Abbildungen, wie sie am Fries des Peter-Paul-Turms zu Hirsau zu sehen sind.

Dieser Turm von Hirsau nun ist einer der wenigen uns glücklich erhaltenen Reste des berühmten Klosterbaus aus den Jahren um 1050, einer Zeit, die der germanisch-nordischen Vergangenheit noch ganz nahe stand. Was an jenem Turme zu sehen ist, kann darum gar nicht hoch genug bewertet werden. Um Süd-, West- und Nordseite des Turms von Hirsau läuft ein Bilderfries (Abb. 2), auf dem uns der gleiche bärtige Mann dreimal begegnet, jedoch jedesmal in anderer Haltung seiner Arme: auf der Südseite hält er beide Arme erhoben, als wolle er die Lisene dort tragen; auf der Nordseite sind die Arme gesenkt; im Westen dagegen zeigt der bärtige Mann auch seinerseits die sonderbare Haltung der Arme, welche an eine Beziehung zu dem Bilde von Speyer denken lassen konnte: der rechte Arm ist erhoben, der linke nach unten gestreckt.

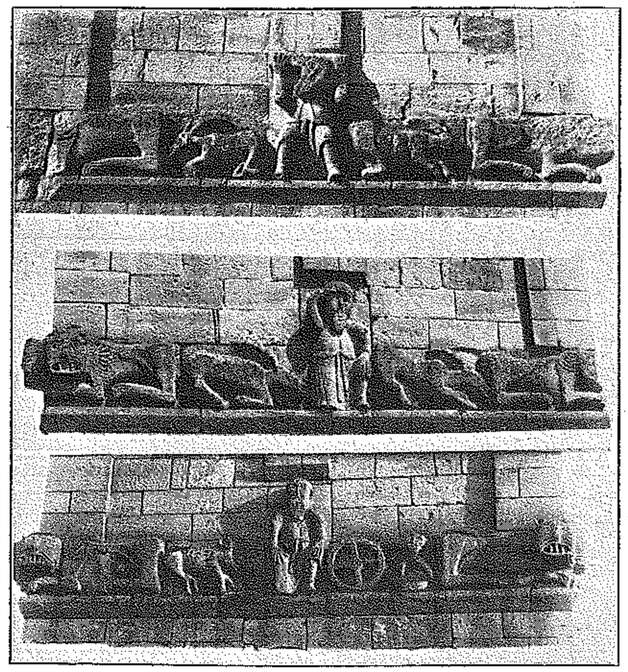


Abb. 2. Figurenfries am Turm von Hiersau.

Wie blind wir waren für eine richtige Ausdeutung dieser Erscheinungen als einer Darstellung aus nordischer Gesinnung, zeigt wohl am besten die übliche Erklärung dieses Mannes von Hirsau als drei verschiedene Männer, die man „am besten als am Bau tätige Laienbrüder auffaßt nach Art der aus dem späteren Mittelalter bekannten Baumeisterfiguren". Solche Blindheit für tiefere Zusammenhänge machte es möglich, daß im Jahre 1928 in einem Werke über Hirsau noch geschrieben werden konnte, eine sichere Deutung des Reliefs sei trotz vielfacher Bemühungen noch nicht gelungen, ja, daß sie „wohl auch nicht ganz gelingen kann".

Aber zu gleicher Zeit tastete Richard Wiebel in seiner Arbeit über das Schottentor der St. Jakobskirche in Regensburg an die Nähe der Wahrheit. Er erklärt die dreimal wiederholte Figur des Mannes am Turm von Hirsau als die Himmelsrichtungen selbst, allerdings ohne tiefere Symbolik und deutet dabei die Gestalt als ein Bild der Sonne. „Im Süden erhebt der Mann beide Hände, die Sonne berührt den Scheitel des Firmaments, sie waltet. Die Tiere zu beiden Seiten sind durch Bärte als Böcke charakterisiert, denn der Süden bedeutet Hitze, Leidenschaft. Im Westen erhebt der Mann eine Hand, um die Augen zu bedecken, die andere ruht bereits auf dem Knie, die Sonne ermüdet, denkt ans Schlafengehen. Die Tiere dieser Seite knien auf den Vorderfüßen, strecken die Zunge, trinken, denn der Westen bringt Wasser, Regengüsse. Im Norden ruht die Sonne,

beide Hände liegen unbeschäftigt auf den Knien. Links vom Manne hat ein Tier kürzeres Horn als die vorigen, eingeringelt wie bei einer Gemse, der Bewohnerin der Eisregion, von der man glaubte, sie nähre sich von Schnee. Rechts ist ein Anbeter des Sonnenrades, im Norden sucht man die Heimat des Heidentums. Die Bekehrung der nördlichen Heiden war damals noch im Gange, Sonnenverehrung fand sich noch bei den Slawen im späteren Mittelalter."



Abb. 3. Figuren am Säulensockel von Alpirsbach.

Selbst diese gewiß höchst interessante Auslegung blieb noch im Äußeren haften. Doch war sie schon sinnvoller und geistbezogener als die Bedeutung, welche man den Figuren von anderer Seite her gab, indem man sie mit der Aufgabe eines ornamentalen Schmucks oder der architektonischen Bürde des Tragens und Haltens betraute. Eine volle, befriedigende und aus der nordischen Herkunft ihres Wesens herausfließende Ausdeutung war allerdings erst unserer allerjüngsten Zeit vorbehalten. Um sie voll zu erfassen, müssen zuvor noch die anderen Beispiele, die man bisher kannte, genannt werden.

Da ist nun ganz in der Nähe von Hirsau selbst in der ehemaligen Klosterkirche von Alpirsbach am Säulensockel eine Figur mit aufgereckten Armen und hervorgestoßener Zunge (Abb. 3). Oder zu Tübingen an der Spitalskirche der seltsame Mann mit erhobenen Armen und einem Sonnenrad als Kopf. Oder an der Kapelle zu Schwärzloch in der Nähe von Tübingen wieder die Figur mit emporgestreckten Armen (Abb. 4). Wenden wir uns der elsässischen Landschaft zu, so häufen sich die Beispiele geradezu zu Dutzenden, darunter auch Figuren mit wechselseitig erhobenem und gesenktem Arm. Aus St. Johann, einer ehemaligen Klosterkirche, zeigt unsere Abb. 5 wiederum den Mann mit den erhobenen Armen.



Abb. 4. Relief an der Kapelle von Schwärzloch (bei Tübingen).

Drei Dinge sind all diesen



Abb. 5. Kapitell der ehem. Klosterkirche St. Johann (Elsaß).

immer wiederkehrenden Darstellungen des Mannes mit der wechselnden Armstellung gemeinsam: Alter, Platz der örtlichen Anbringung und Landschaft ihres Auftretens überhaupt.

1. Alle die genannten und überhaupt aufgefundenen Darstellungen sind eines und desselben Alters. Sie entstammen der gleichen Bauperiode, dem romanischen Stil und finden sich durchweg an den ältesten und urältesten christlichen Bauten, nämlich den klösterlichen Kirchen und Kapellen. Ihr Alter ragt somit, wie schon gesagt wurde, in die Zeit der noch immer starken Erinnerung an die germanisch-nordische Vergangenheit, eben in die vorchristliche Zeit selbst hinein.

2. Der Platz der Anbringung des Figurenwerks ist, von dem Fall in Alpirsbach abgesehen, immer und stets außerhalb des Kirchenraumes selbst. Bevorzugt ist dabei das Portal, der Giebel, auch die äußere Seitenwand und schließlich die Apsis. (Aber auch Alpirsbach läßt sich durchaus befriedigend erklären.) Von hier aus wird uns auch Sinn und Absicht dieses sich an der christlichen Kirche sonderbar ausnehmenden Schmucks deutlich: als Ausstoßung und Anprangerung der heidnischen Gedankenwelt, mit der ja das Christentum sich damals noch immer im ringenden Kampfe befand.

3. Alle die bisher angeführten Parallelen fanden sich merkwürdigerweise im Klima der gleichen Landschaft, im süddeutschen, man kann fast noch enger abgrenzen, im alemannischen Gebiet; als wäre dort der Widerstand am hartnäckigsten und darum solche Mittel am notwendigsten gewesen.

Nun war es höchst überraschend, daß Will Vesper im Januarheft 1933 der Zeitschrift „Germanien“ von einer Begegnung mit der gleichen Figur in seinem Heimatdorfe Oechsen erzählte.

Oechsen, in der Vorderrhön zwischen Felda und Fulda gelegen, ist eine alte germanische Freibauernsiedlung und wird bereits in Urkunden des 8. Jahrhunderts erwähnt. Gelegentlich eines Besuches im Sommer 1932 machte der Lehrer des Ortes den Dichter darauf aufmerksam, „daß sich im Keller eines alten Bauernhofes, unweit der Kirche, ein merkwürdiges kleines Bildwerk befinden solle“. Der Hofbesitzer gab dem Dichter die Erlaubnis zur Besichtigung, und der Dichter fand in der Tat im Keller, genau unter der Herdstelle, ein „steinernes Flachrelief merkwürdigster Art“. Die Aufnahme des Bildes (Abb. 6) stammt von Herrn Lehrer Schmidt in Oechsen. Dieses im Schrifttum „Das Männchen von Oechsen“ genannte Relief ist nichts anderes als die bisher unbekannte und erst durch den Dichter zur Kenntnis der Öffentlichkeit gekommene Wiederholung der bereits bekannten Darstellungen des Mannes mit erhobenem rechten und gesenktem linken Arm. Die Übereinstimmung der Haltung mit jener der Figur von Speyer ist durchaus überzeugend. In Oechsen ist dabei allerdings völlig neu, daß die Figur im Rahmen eines Bogens steht, dem besondere Bedeutung zukommt.

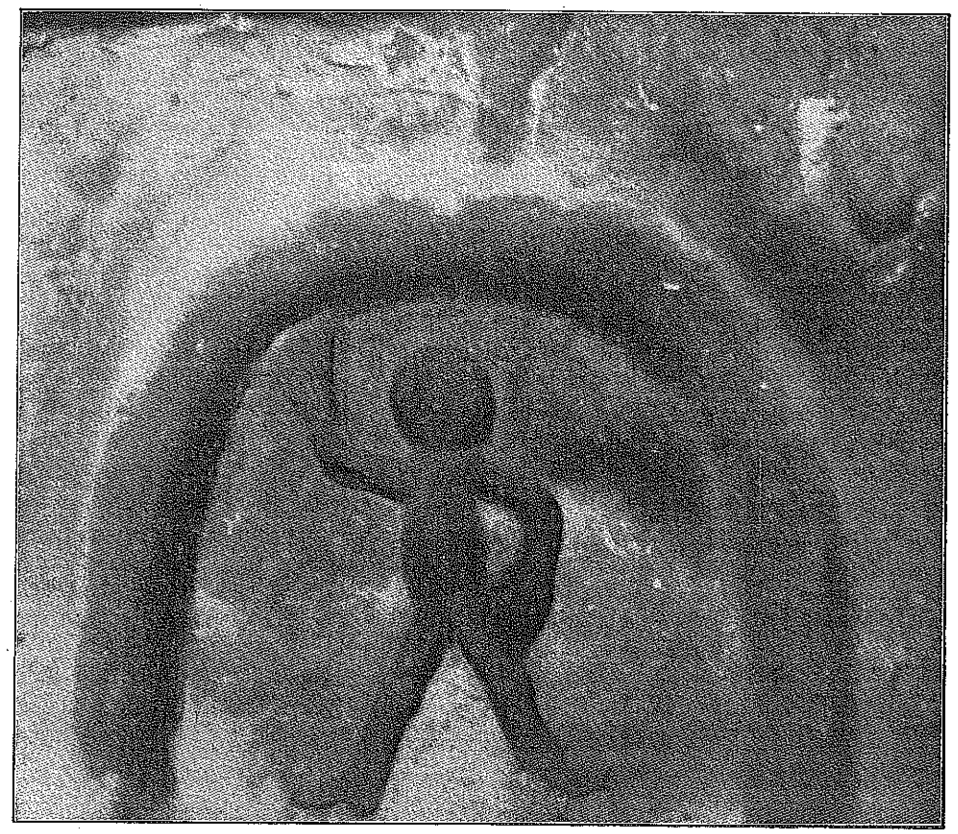


Abb. 6. Das Männchen von Oechsen.

Die Veröffentlichung Will Vespers rief nun die um die Erschließung der germanischen Vorgeschichte beflissenen Geister auf den Plan. Man fand auch anderen Ortes Parallelen, versuchte sich in Deutungen und Erklärungen, bis schließlich Dr. Otto Huth im Oktoberheft 1933 der gleichen Zeitschrift „Germanien“ zu der befriedigenden Lösung kam, die hier im Wortlaut wiedergegeben werden soll:

„Das Oechsener Männchen ist der wintersonnenwendliche Jahrgott im Ur-Bogen. Die sakrale Armhaltung kennzeichnet ihn als den ‚Zwiefachen‘: gehobener Arm = steigendes Licht (Frühling — Sommer), gesenkter Arm = sinkendes Licht (Herbst — Winter). Der Jahrgott ist der Tod- und Lebenbringende, der Sterbende und Auferstehende und seine Todes- und Geburtsstunde ist die Mittwinternacht. Dasselbe besagt der Bogen (‚Ur-rune‘); er ist ein uraltes Wintersonnenwendezeichen, dessen Sinn in der uns längst vertrauten Verbindung mit dem Jahrgott in dieser Armhaltung wir so ‚übersetzen‘ können: die Urmutter Erde nimmt den Sonnensohn in sich auf, um ihn wieder zu gebären.“

Von hier aus wird nun alles plötzlich schlaglichtartig klar. Gerade die dreifache Darstellung des Mannes am Turm zu Hirsau, der auch die beiden anderen Haltungen der Arme zeigt, läßt sich nun ohne weiteres befriedigend erklären. Otto Huth weist in dem gleichen Aufsatz auch auf die verwandte Haltung der „Rolande“ in Niederdeutschland hin. „Der Jahrgott ist auch der Rechtsgott, denn das Jahr, das ewige Werden und Vergehen, ist das Urbild aller Ordnung, das Urgesetz. Wir haben Gründe anzunehmen, daß die ‚Roland‘haltung beim Schwur eingenommen wurde. Auch der germanische Gruß, bei dem die Rechte erhoben wird, die Linke aber gesenkt bleibt, ist letzten Endes diese Haltung.“

Und schließlich wird von hier aus das bisher unerklärte Steinrelief im Museum von Speyer höchst bedeutungsvoll. Freilich bleiben noch immer die anderen Fragen offen, vor allem jene: woher das Speyerer Bildnis stammen möge. Hier bleibt man denn zunächst auf Vermutungen angewiesen. Wohl ist der Forschung eine bestimmte Richtung durch die zeitliche Altersbestimmung des Reliefs gegeben. Es kommt nur die romanische Zeit der Kirchen- und Klostergründungen in Frage. Für Speyer wären damit zwei Möglichkeiten gegeben: der Dom und das Kloster auf dem Weidenstift. Beide Bauten wurden am gleichen Tag von Konrad dem Zweiten gegründet, und zwar im Jahre 1030, also der gleichen Zeit, die auch für die oben angeführten Beispiele der Kirchengründungen zutrifft. Vielleicht geht man nicht fehl, als ursprünglichen Standort des Reliefs die Klosterkirche des völlig vernichteten Stiftes auf dem Weidenberg anzunehmen, da sich der Fundort des Bildes ganz in dessen Nähe befindet und weil andererseits gerade Charakter und Aufgabe einer Klosterkirche stärker für die Anbringung eines solchen Bildes in Frage kommen dürfte als der repräsentative Monumentalbau des Domes, an dem sich zudem mit einer einzigen Ausnahme (an der Apsis) auch sonst kein ähnliches Bildnis befindet. Jedenfalls aber ist die Auffindung des Reliefs von Speyer ein Zeugnis dafür, daß nach der fränkischen Zeit auch in dieser Landschaft der Erinnerungsklang aus der Vorzeit noch stark und mächtig war, auf daß es solcher Mittel bedurfte, um den Zusammenhang mit dem Geistesgut der Vorfahren zu zerreißen.

Die Azimute von Sonne und Mond für die Ortungen im germanischen Kulturkreis.

von Prof. Dr. Riem, Potsdam.

Die häufigen Anfragen unserer Freunde und Mitarbeiter nach den Richtungen der Auf- und Untergangspunkte von Sonne und Mond zu den Zeiten der Sommersonnenwende, des Julfestes und der beiden Mondextreme lassen es als wünschenswert erscheinen, für das Gebiet des germanischen Kulturkreises, der von den Alpen bis über das südliche Schweden und über England und Schottland gereicht hat, diese Werte so zusammenzustellen, daß man mit leichter Mühe für jede geographische Breite innerhalb dieser Grenzen leicht den zugehörigen Wert entnehmen kann. Da man annehmen kann, daß seit der Karolingerzeit keine solchen Ortungen mehr vorgenommen sind, da aber andererseits die Beispiele von Österholz, von Stonehenge, Odry, Callanish zeigen, daß um 2000 v. Chr. die Ortungen häufig vorkommen, so habe ich für diese Zeitspanne die Azimute gegeben. Alle diese Azimute sind gerechnet vom Südpunkt nach Osten herum, sie geben also an, welchen Winkel der Meridian eines Ortes mit der Linie bildet, die nach dem Aufgangspunkt von Sonne oder Mond für den bezeichneten Tag zeigt. Wenn es sich um Untergangsazimute handelt, so ist der Winkel ebenso groß, nur vom Südpunkt nach Westen herum gerechnet. Will man etwa für die Breite von 49° 28′ gleich 49,5° die beiden Sonnenaufgangsazimute entnehmen, so sind diese für die Sommersonnenwende und die Wintersonnenwende zum Julfest bezogen auf 1000 v. Chr. gleich 129,9° und 53,0°, von Süden nach Osten gerechnet. Es ist aber bei allen diesen Werten zu bedenken, daß sie sich auf einen freien Horizont beziehen, an dem man die Auf- und Untergänge der Sonne und des Mondes wirklich genau beobachten kann. Sowie ein einigermaßen erheblicher Höhenzug am Horizont an der betreffenden Stelle liegt, sind die Werte alle, je nach der Überhöhung, zu verkleinern, um einen Betrag, der von Fall zu Fall zu berechnen ist.

Tafel I. Sonne

Geogr. Breite in °	Sommersonnenwende Jahr +1000 in °	0 in °	—1000 in °	—2000 in °	Wintersonnenwende Jahr +1000 in °	0 in °	—1000 in °	—2000 in °
46	126,3	126,4	126,6	126,9	55,9	55,8	55,6	55,3
47	127,2	127,3	127,5	127,8	55,2	55,1	54,9	54,6
48	128,1	128,2	128,4	128,8	54,5	54,4	54,2	53,9
49	129,1	129,2	129,4	129,8	53,7	53,6	53.4	53,1
50	130,1	130,2	130,4	130,8	52,9	52,8	52,6	52,2
51	131,1	131,3	131,5	131,9	52,0	51,8	51,6	51,2
52	132,2	132,4	132,6	133,0	51,0	50,8	50,6	50,2
53	133,4	133,6	133,8	134,2	50,0	49,8	49,6	49,2
54	134,8	135,0	135,2	135,6	48,9	48,6	48,4	48,0
55	136,3	136,5	136,7	137,1	47,6	47,4	47,2	46,7
56	137,8	138,0	138,3	138,8	46,2	46,0	45,8	45,3
57	139,4	139,6	140,0	140,5	44,8	44,5	44,3	43,8
58	141,2	141,5	141,8	142,3	43,2	42,9	42,6	42,1
59	143,4	143,7	144,0	144,5	41,3	41,0	40,7	40,2
60	145,8	146,1	146,5	147,0	39,4	39,1	38,8	38,2

Hinsichtlich der Mondazimute ist folgendes zu sagen. Der Mondbahnknoten, das ist der Punkt, in dem die Mondbahn und die Ekliptik sich schneiden, bewegt sich in 18,6 Jahren um die ganze Ekliptik herum. Da die Neigung der Bahnen gegeneinander 5,1° beträgt, so wird in Abständen von 18,6 Jahren es sich wiederholen, daß der Vollmond im Winterextrem noch um diesen Betrag höher und im Sommerextrem um diesen Betrag tiefer als die Sonne steht. Dieser Fall ist in Österholz in der Linie II verwirklicht, und die zugehörigen Azimute finden sich in

Tafel II. Größtes Mondextrem

Geogr. Breite in °	Mittsommervollmond Jahr +1000 in °	0 in °	—1000 in °	—2000 in °	Julzeitvollmond Jahr +1000 in °	0 in °	—1000 in °	—2000 in °
46	47,1	46,9	46,7	46,4	134,5	134,7	134,9	135,2
47	46,1	45,9	45,7	45,4	135,7	135,9	136,1	136,4
48	45,0	44,8	44,6	44,3	136,8	137,1	137,3	137,6
49	43,9	43,7	43,5	43,1	138,0	138,3	138,6	138,9
50	42,8	42,6	42,3	41,9	139,4	139,7	140,0	140,3
51	41,5	41,3	41,0	40,6	140,8	141,2	141,5	141,8
52	40,1	39,9	39,6	39,1	142,4	142,8	143,1	143,4
53	38,4	38,2	37,9	37,4	144,2	144,6	144,9	145,2
54	36,7	36,4	36,1	35,6	146,4	146,7	147,0	147,3
55	34,8	34,5	34,2	33,7	148,6	148,9	149,3	149,7
56	32,7	32,4	32,0	31,5	151,2	151,4	151,8	152,3
57	30,3	30,0	29,5	28,9	154,3	154,5	154,9	155,5
58	27,4	27,1	26,6	25,8	157,6	157,9	158,4	159,2
59	23,9	23,5	22,9	21,9	161,7	162,2	162,8	163,7
60	19,2	18,6	17,8	16,8	167,2	167,8	168,6	169,7

Es ist aber auch mit der Möglichkeit zu rechnen, daß die zwischenliegenden Werte vorkommen können. Denn in der Mitte dieser 18,6 Jahre liegt der entgegengesetzte Fall. Der Vollmond zur Julzeit liegt um 5,1° niedriger und der zur Sommerzeit um 5,1° höher als die Sonne an der gleichen Stelle ihrer Bahn. Es wird manchen vielleicht noch

in Erinnerung sein, wie der Vollmond 1931 im Dezember so außerordentlich hoch stand, eben noch um 5° höher, als die Sonne zur Sommersonnenwende. Diese Azimute bezogen auf diesen Mittelwert der Epochen gibt die

Tafel III. Kleinstes Mondextrem

Geogr. Breite	Mittsommervollmond Jahr				Julzeitvollmond Jahr			
	+ 1000	0	— 1000	— 2000	+ 1000	0	— 1000	— 2000
in °	in °	in °	in °	in °	in °	in °	in °	in °
46	63,4	63,3	63,1	62,8	117,8	117,9	118,1	118,4
47	62,9	62,8	62,6	62,3	118,3	118,4	118,6	118,9
48	62,4	62,3	62,1	61,8	118,9	119,0	119,2	119,5
49	61,9	61,7	61,5	61,2	119,5	119,7	119,9	120,2
50	61,3	61,1	60,9	60,6	120,3	120,5	120,7	121,0
51	60,6	60,4	60,2	59,9	121,1	121,3	121,5	121,8
52	59,9	59,7	59,5	59,2	121,9	122,1	122,3	122,6
53	59,1	58,9	58,7	58,4	122,7	122,9	123,1	123,4
54	58,3	58,1	57,9	57,6	123,5	123,8	124,1	124,4
55	57,5	57,3	57,0	56,7	124,5	124,8	125,1	125,4
56	56,5	56,3	56,0	55,7	125,6	125,9	126,2	126,5
57	55,5	55,3	55,0	54,6	126,7	127,0	127,3	127,6
58	54,4	54,2	53,9	53,5	128,0	128,2	128,5	128,9
59	53,2	53,1	52,8	52,3	129,3	129,5	129,8	130,3
60	51,9	51,8	51,5	51,0	130,7	131,0	131,4	131,8

Da die Tafel I für das Jahr 0 einer Deklination der Sonne von 23,7°, Tafel II von 28,8° und Tafel III von 18,6° nördlich oder südlich entspricht, so ist immer mit der Möglichkeit zu rechnen, wenn man mit den Zeitschätzungen sehr unsicher ist, daß es sich auch um einen hellen Stern handeln kann, der zu einer gewissen Zeit die betreffende Deklination gehabt hat. Vergleiche die vier Sterne von Österholz.

Rufer im Streit

Zu den Quellen unseres Volkstums!

Wer meint, daß wir nun altgermanische Zustände und altgermanisches Brauchtum und Gesittung gedankenlos auf die heutige Zeit übertragen wollten, der irrt sich gewaltig. Wir sind uns bewußt, daß eine fremde Welt mit ihrem fremden Gedankengut mehr als ein Jahrtausend in Deutschland geherrscht hat. Wir wissen, daß dieses deutsche Volk heute rassisch ganz anders zusammengesetzt ist als vor 2000 Jahren und daß schon darum eine gedankenlose Übertragung altgermanischen Kulturgutes und altgermanischer Sitten und Bräuche auf die Jetztzeit nicht möglich ist, aber wir wissen auch, daß gewisse Vorstellungen, die wir von unseren germanischen Vorfahren übernommen haben, wieder zur Grundlage unseres Denkens werden müssen. Zu solchen in unserem Volk vor Urzeit entwickelten Gedanken gehören z. B. die Vorstellungen, die man über den Boden und seinen Wert sich machte. Der Boden, die heilige Scholle, war niemals ein toter Gegenstand, den der einzelne wie eine Ware verhökern konnte, sondern er war heiliges Odal und gehörte der Sippe und denen, die später kamen. Hierin gehören auch die altgermanischen Vorstellungen über das Recht und die Pflicht zur Rassenzucht und Auslese.

Das, was die Nordischen Germanen als Höchstwerte anerkannten, muß auch heute noch für uns gelten. Mannessinn und Mannestugend, Ehre und Freiheit, Rechtsgefühl und Wahrheitsliebe sind Elemente germanischen Lebens, sie — so will es der

nordische Gedanke — sollen auch für unser Leben wieder uneingeschränkt Geltung erlangen.

Dieser unserer nordisch gerichteten Welt aber steht eine andere Welt mit anderen Werten und Wertungen gegenüber, die ihre Werte nicht aus den Quellen eigenen Volkstums nahm, sondern aus Völkern, die da irgendwo im Orient, in Vorderasien oder Mesopotamien ihr nomadenhaftes oder parasitäres Leben führten. Wer kann uns auf die Dauer daran hindern, zu den Quellen unseres Volkstums wieder hinabzusteigen? Dr. Werner Petersen.

(Entnommen aus der Beilage „Der Nordische Mensch" der „Deutschen Zeitung" vom 1. Nebelung 1934.)

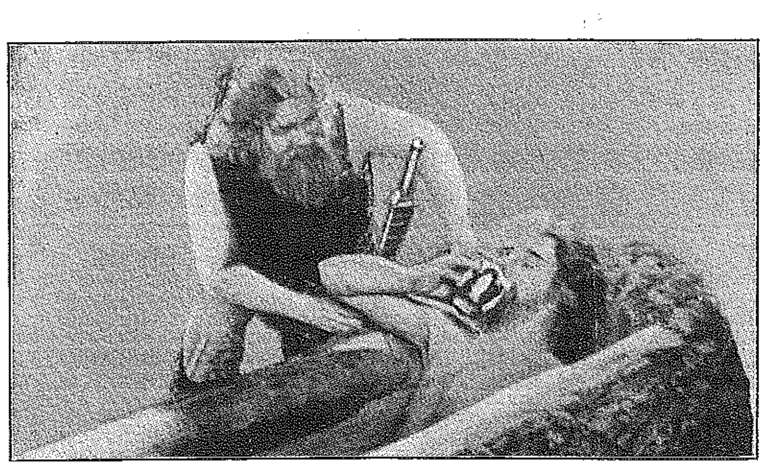
Das landläufige Germanenbild. Obwohl wir heute schon eine große Zahl leichtverständlicher, volkstümlicher Darstellungen vom Alltagsleben in den verschiedenen germanischen Zeitaltern haben, wird es noch jahrelanger, unermüdlicher Kleinarbeit bedürfen, bis die landläufigen falschen Vorstellungen ausgerottet sind. Immer wieder erhalten wir Zuschriften aus unserem Leserkreise, die uns auf Mißstände hinweisen.

Das untenstehende Bild „ziert" die „Neue Zeitung" (Sondernummer „Junkers Quell", Selbstverlag Junkers & Co. G. m. b. H., Dessau); es eröffnet eine Bilderreihe, die allerlei Badesitten anschaulich machen soll. Der zugehörige Text verrät die gleiche Ahnungslosigkeit wie das Bild: „Die alten Germanen, die auf unserem Bild wie Wurzelmänner aussehen, badeten nicht nur in Flüssen, sondern sie waren große Freunde des warmen Bades, und wo sie nicht an warmen Quellen saßen, da badeten sie heiß im ausgehöhlten Baumstamm und ‚tranken immer noch eins' nach dem Spruch: ‚Guter Trunk und warmes Bad niemand noch geschadet hat'." (Sperrung von uns. Schriftltg.)

Wir wollen auch den anschließenden schönen Text nicht unterschlagen: „Auch im Mittelalter aß und trank man, während man im warmen Bade saß; das beweist die Zeichnung eines ‚Ehepaares im Bade' aus einer altdeutschen Handschrift, und der dicke Herr Ritter, der von holden Mägdlein bedient wird, lebt nach der vornehmen Sitte seiner Zeit wohl gar herrlich und in Freuden. Aber die jungen Sportsleute, die nach sportlichem Kampf sich durch ein warmes Bad erfrischen, sind uns doch sympathischer. Nach den anderen Bildern zu urteilen ist Reinlichkeit ein schöner Zug am Menschen. Ist die Negermutter, die ihr Kindchen wäscht, nicht reizend? Und die beiden Negerjungen sind doch geradezu ein Vorbild, wie man spielend sich zur Sauberkeit erzieht." (Sperrung von uns. Schriftltg.)

Germanen also sind Wurzelmänner, die selbst im Bade vom Zechen nicht lassen. Die Negermutter dagegen ist reizend, und Negerknaben sind geradezu ein Vorbild! Der Mann aber, der die Bilder zusammengestellt und sich den Text dazu abgequält hat, ist wirklich sehr ahnungslos — milde gesagt!

Wir verstehen es nicht, wie heutzutage noch ein doch immerhin bedeutendes deutsches Industrieunternehmen mit einem solchen Aufgebot an Schnoddrigkeit und Bildungsmangel so dürftige Werbeschlager sich zusammenschreiben lassen kann. Seine Vorfahren stehen dem deutschen Volke zu hoch, als daß es dulden will, wie sie in so



lächerlicher Verzerrung zu albernen Reklamemätzchen entwürdigt werden.

Wir bitten unsere Freunde und Leser, Zeitungen und Zeitschriften aller Art dauernd aufmerksam zu überwachen, sie nach Möglichkeit zu beraten oder an sachverständige Berater zu verweisen und Mißgriffe unter Vorlage von möglichst zwei Stücken der Druckschrift sogleich uns (Schriftleitung „Germanien", Detmold, Hermannstraße 11) oder dem Reichsbund für Deutsche Vorgeschichte, Reichsleitung, Abteilung Überwachung, Tübingen, Bismarckstraße 48 (Dr. Reinerth) zu melden. Wir werden auch weiter Gedankenlosigkeiten und Fehlgriffe aller Art hier anprangern. Der Möglichkeiten sind heute so viele, sich rechtzeitig sachkundigen Rat zu holen, daß für verzerrte und verfälschte Darstellungen germanischen Wesens und deutscher Geschichte keine Entschuldigung mehr gelten kann.

Neugliederung? Anfang Nebelungs fanden wir in einer angesehenen Zeitung folgende Nachricht:

„Germanischer Friedhof in der Prignitz freigelegt. Bei Grabungen, die vom Heimatmuseum Heiligengrabe bei Wulfersdorf durchgeführt wurden, konnte ein germanischer Friedhof aus der spätrömischen Zeit, etwa aus dem 2. bis 4. Jahrhundert n. Chr., freigelegt werden, der neue Aufschlüsse über die Besiedlung der Prignitz gibt."

Die Sperrung geben wir genau so wieder, wie wir sie vorfanden: Germanische Geschichte aus südlichem Blickpunkt heraus gesehen. Das heißt nichts anderes als: ein Ausschnitt aus der germanischen Geschichte wird durch solche Ausdrucksweise eingegliedert in den Ablauf der römischen. Dieser Germanenfriedhof hat selbstverständlich niemals irgendetwas mit den Römern zu tun gehabt; lediglich aus Denkfaulheit gibt man ihm eine vergleichende Zeitbestimmung aus der leider viel geläufigeren Geschichte Roms.

Manchem mag die Notwendigkeit, mit einer solchen Geschichtsgliederung zu brechen, noch nicht einleuchten. Es ist doch anscheinend nur eine Äußerlichkeit! Wir sind aber überzeugt, daß durch die ständige Anwendung solcher Ausdrucksweise unbewußt ein Abhängigkeitsgefühl erzogen wird, das um so gefährlicher wirkt, weil es unbewußt bleibt und in entscheidenden Augenblicken das Denken falsch lenkt. Was nützen uns Beteuerungen: germanisches Bauern- und Kriegerleben ist in Werken und Wirken, in Sinnen und Sagen eigenrecht und selbständig — wenn wir seine Denkmäler mit fremdem Maßstab messen? Der Römer rechnete anders: ihm begann die Geschichte ab urbe condita, „von der Gründung der Stadt", er fügte „objektiv" noch nicht einmal hinzu, „von der Gründung der Stadt Rom" — das war ihm selbstverständlich. S.

Wikingerspuren. „Unter diesem Leitwort stand die Septembertagung der Groß-Berliner Ortsgruppe des Deutschen Neuphilologenverbandes ... Als Auftakt einer Stellungnahme zu dem Kulturproblem des Ostens war Universitätsprofessor Dr. Vasmer, Direktor des Slawischen Instituts Berlin, zu einem Vortrage über ‚Wikingerspuren östlich der Elbe' gewonnen worden; zufällig-symbolisch am gleichen Tage, da die neuen Ausgrabungen im ostpreußischen Samland bedeutende Wikingerfunde ans Licht förderten! Der Redner schöpfte aus dem Vollen. Mit außerordentlich lebendiger, auf tiefgreifender Forschung beruhender Anschaulichkeit machte er aus erstaunlichen sprachlichen Parallelen überzeugend klar, welche sieghafte Kraft die germanischen Nordmänner von der Lübecker Bucht über Danzig und Ostpreußen bis weit nach Polen und Rußland hinein — ja bis Persien — geführt hatte. Die schon bekannten archäologischen Ergebnisse älterer Gelehrter finden ihre Bestätigung in einer Fülle von Namensspuren, die sich besonders die großen Flußläufe entlang, an Oder, Weichsel, Donau, Dnjepr und Wolga verfolgen lassen. Dieses Sprachgut ist erst später in slawischem Munde umgestaltet worden.

Friedrich Geisler."

(Deutsches Philologenblatt Nr. 37/1934.)

Noch mancher Urmenschenfund ist auch der Wissenschaft vollkommen unbekannt, weil der Entdecker oder der Fachmann, der ihn bearbeiten soll, nicht zur Arbeit kommt oder andererseits zu eitel ist, um die Arbeit anderen zu übergeben.

Man darf das ruhig einen „wissenschaftlichen Skandal" nennen, der fast bei allen Nationen vorliegt. Solche Funde sind Staatseigentum, ihre Kenntnis gehört der gebildeten Menschheit – die Regierungen sollten soviel Autorität haben, um ihr Eigentumsrecht auszuüben! Prof. Dr. Hans Weinert, „Unsere Eiszeitahnen"

Die Fundgrube

Hans F. K. Günther über Indogermanische Frömmigkeit. Im Rahmen der „Arbeitsgruppe für deutsche Philosophie und Weltanschauung" im Kampfbund für Deutsche Kultur sprach der bekannte Rassenforscher Universitätsprofessor Hans F. K. Günther vor dem überfüllten Auditorium maximum der Universität München über das Thema „Indogermanische Frömmigkeit als Frömmigkeit nordischer Artung". Günther gab eingangs einen klaren Umriß seiner neuesten Forschungen, die sich mit der Religiosität der Indo-Germanen, das heißt nicht mit den Inhalten ihres Glaubens, sondern vornehmlich mit dem Verhältnis des indogermanischen Menschen nordischer Artung zu seiner Gottheit beschäftigen.

Zu diesen Forschungen, die einen Anfang auf dem Gebiete nordischer Religionsforschung darstellen, zog Günther außer den spärlichen Überlieferungen germanischer Religiosität die erhaltenen Zeugnisse indischen, persischen, italischen und hellenischen Frommseins jener Zeiten heran, in denen sich die nordische Rasse noch als hinreichend stark zum Ausdruck ihres Wesens zeigte. Günther betonte die Gefahr des Mißverstehens und der mangelnden Gerechtigkeit, die in der Wertung indogermanischer Religiosität mit den Maßstäben morgenländisch-christlicher Frömmigkeit liegt. Er führte im wesentlichen aus:

Die Frömmigkeit der nordischen Oberschicht aller indogermanischen Völker ist eng verbunden mit dem Bewußtsein vom Werte der Abstammung. Das Verhältnis des Indogermanen zur Gottheit ist daher nie von Furchtgefühlen bestimmt gewesen. Der Indogermane sieht sich nicht als Kreatur und Geschöpf Gottes an, sondern er fühlt sich mit der Gottheit in eine zeitlose Ordnung (griechisch: Kosmos, germ.: midgard) hineingestellt, in der Götter und Menschen gleichermaßen ihr Amt haben. Sein Anbeten ist ein Hegen der verehrenden Kräfte für die Gottheit. So betet der indogermanische Mensch auch nicht kniend, sondern stehend mit zum Himmel erhobenen Händen.

Trotz dieser vertrauenden Erfülltheit von einer Götter und Menschen umschließenden Gemeinschaft ist sich der Indogermane der menschlichen Begrenztheit und der göttlichen Unendlichkeit voll bewußt. Die Auflehnung gegen dieses in der Weltordnung verankerte Verhältnis, der Versuch, sich mit den Göttern zu messen, die griechische „Hybris" bedeutet dem indogermanischen Menschen tragische Schuld. Aus der Spannung zwischen dem Wertgefühl des nordischen Menschen und dem Vorzugsverhältnis der Götter innerhalb der Weltordnung entsteht die Tragödie, das nordische Trauerspiel. Das tragische Schicksal trägt der Indogermane gefaßt. Sein Lebensziel ist das Reifwerden für die Schau des Schicksals, in dem er mit seinen Göttern steht. Eine Erlösung aus diesem Schicksal würde in ihm eine Erschlaffung seiner Religiosität bewirken. Erlöser- und Heilandsgestalten wie Christus und auch der einer bereits entnordeten Zeit entstammende Baldur sind vorderasiatischer Prägung.

Der Indogermane sieht in der Welt nicht das elende Jammertal. Für ihn ist die Welt voll des Göttlichen und auch der Mensch ist dieser Göttlichkeit teilhaftig. (Der „göttergleiche Agamemnon" Diogenes.) So ist das nordische Frommsein eine Diesseitsfrömmigkeit und eine Geborgenheit in der Welt. Darum erscheint auch der menschliche Leib dem Indogermanen als Ausduck der Seele. Die Sinnenabtötung als sittliche Pflicht und die Geißelung des Körpers kennt der Indogermane nicht. Die Anschauung vom Leib als dem schmutzigen Gefängnis der Seele ist christlich-vorderasiatisch.

Fremd ist dem nordischen Menschen die „Organisation" seines Frommseins in Dogmen, Lehrmeinungen und Kirchen. Fremd ist ihm auch die Bevormundung durch einen zwischen der Gottheit und dem Menschen stehenden Priesterstand mit dem Vorrecht einer gewissen Sonderfrömmigkeit. Er hat das persönliche Verhältnis zur Gottheit. Deshalb hat er auch vor dem Frommsein des anderen Menschen eine heilige Achtung. Der Abstand des nordischen Menschen und seine tiefe Scheu vor dem Betreten fremder seelischer Bezirke verhindert bei ihm religiösen Fanatismus und Bekehrungseifer. Unduldsamkeit ist ihm fremd.

Auch der Tod flößt dem nordischen Men-

schen keinen Schrecken ein. Da er kein „besseres Jenseits“ kennt, für das man hier auf Erden Schmach und Leid ertragen muß, ist der Tod und die Todesfurcht für ihn kein Erreger des Glaubens und eines sittlichen Lebenswandels. Er bleibt nach dem Tode, was er ist, ein Mitglied seiner Sippe.

Günther betonte, daß sich in den Indogermanischen Völkern auch durch die übernommenen fremdrassigen Religionen hindurch nordische Wesenszüge erkennen ließen. Er bewies das an Meister Eckehart, Angelus Silesius, Goethe, Hölderlin und Nietzsche. Der während des Vortrages immer wieder und nach Schluß mit spontaner Heftigkeit einsetzende Beifall zeigte, daß auch in den Zuhörern ein durch übernommenes Glaubensgut lange verdecktes Gefühl angefangen hatte, mitzuschwingen. Der Vortrag erscheint demnächst als Broschüre im Verlag Eugen Diederichs, Jena.

München, im Juni.

Henri Nannen.

Die Bücherwaage

Heinar Schilling, **Germanische Geschichte.** Von den Kimbern und Teutonen bis zu Wittekind. K. F. Koehler, Leipzig 1934. 592 Seiten, 24 Karten. Ganzleinen 9,60 RM.

Es handelt sich bei diesem Buch um einen ganz großen Wurf, auf dessen Vorarbeiten der Verfasser 20 Jahre verwendet hat. Er hat sein Werk als „Germanische Geschichte“ bezeichnet; er hätte es auch eine „Gemeingermanische Geschichte“ nennen können. Denn es ist das erste Geschichtsbuch, das auch die nordgermanische Welt miteinbezieht zu einer Zeit, wo sie den früheren Geschichtsschreibern von einem Sagennebel verschleiert erschien. Schilling bedient sich der Erschließung der nordischen Sagen durch Paul Herrmann, um in das bisherige Dunkel hineinzuleuchten, und gewinnt auf diese Weise Erkenntnisse, die auch die germanisch-deutsche Frühgeschichte häufig überraschend aufhellen. Mit Recht faßt Schilling die germanische Geschichte von den Kimbern und Teutonen bis zu Wittekind als das erste Jahrtausend deutscher Geschichte und als die Zeit der deutschen Volkwerdung, d. h. als die Zeit, in welcher der Sinn und die Berufung der deutschen Einheit erwuchs. Ein Verdienst Schillings ist es, daß er nachdrücklich hervorhebt, daß die von Cäsar unterworfenen linksrheinischen Germanenstämme der Bataver, Nervier, Tungern, Eburonen, Treverer, Vangionen, Nemeter und Triboker den Grundstock des linksrheinischen Deutschlands bis auf den heutigen Tag bilden, und daß er dem französischen Anspruch auf die Rheinlinie den Boden entzieht. Nicht zustimmen kann ich dem Verfasser, wenn er die Germanen der Frühzeit für kriegerische Jägervölker erklärt. Die Spatenforschung lehrt, daß die Germanen Bauern waren. Andererseits ist es dankenswert, daß Schilling betont, daß bei dem Güteraustausch zwischen dem römischen Reich und der germanischen Welt die Germanen nicht nur die Empfangenden waren und selbst da, wo sie Anregungen übernahmen, sie nach ihrem eigenen Stilgefühl entwickelten. Die völkische Grundeinstellung des Verfassers ergibt sich klar und deutlich aus seiner Beurteilung des Westfrankenkönigs Karl. Er schreibt, es sei ein Irrtum, die eigentlich deutsche Geschichte mit Karl dem Großen beginnen zu lassen, der mit Unrecht als Gründer des deutschen oder gar des französischen Staates angesehen werde; nur vom Standpunkt der Kirche aus könne man mit ihm ein neues Zeitalter beginnen lassen, insofern er als erster Papstkaiser jene Epoche eröffnet habe, in der die Kirche auch die höchste weltliche Macht beanspruchte; bei solcher Einstellung mußten alle die Werte, die den Germanen höchstes und heiligstes Gut gewesen waren, als heidnisch verschrien untergehen; als der letzte Sachsenführer Wittekind sich taufen lassen mußte, gab es freies Germanentum nur noch im Norden. Somit schließt das erste Jahrtausend der germanisch-deutschen Geschichte mit einem Kulturbruch. Daß das begonnene dritte Jahrtausend eine Rückbesinnung auf das erste wird, ist die Aufgabe unserer Tage, und diese Erkenntnis zu wecken und zu stärken, ist Schillings Wunsch und Wille. Edmund Weber.

Theobald Bieder, **Das Hakenkreuz.** Leipzig 1934, Th. Weicher. 59 Seiten.

Diese Schrift ist für jeden, der mit der bisherigen Hakenkreuzforschung sich vertraut machen möchte, unentbehrlich. Eine erstaunliche Fülle von Material wird geboten; die Schrift ist fast eine kleine Einführung in die Geschichte der Germanenforschung zu nennen, die Bieder ausführlich in 3 Bänden früher behandelte. Dieses große Werk Bieders ist eine Fundgrube; es hat die Beachtung, die es verdient, bisher nicht gefunden.

H. Wirth ist B. nicht gerecht geworden. Übrigens ist „Germanien“ keine „Wirthkultzeitschrift“, sondern bemüht sich sachlich der Germanenkunde zu dienen, allen Personenkult als ungermanisch ablehnend.

Dr. Huth.

Neckel, Gustav, in Verbindung mit G. Saß, K. Rosenfelder u. a.: **Das Schwert der Kirche.** L. 1934, A. Klein. 109 Seiten. 1.50 RM.

Diese Schrift ist eine sehr brauchbare Quellensammlung. Die Abhandlung Prof. Neckels „Die Bekehrung der Germanen zum Christentum im Lichte der Quellen“ wird gut ergänzt durch die Zusammenstellung der „Sagazeugnisse zur Gewaltmissionierung des alten Nordens“, für die wir Günther Saß zu danken haben. Jeder lese diese Zeugnisse selbst, und er wird wissen, was er von dem Theologengerede von der freiwilligen Bekehrung der Germanen zum Christentum zu halten hat. Als Motto der Schrift könnte der Satz des katholischen Missionars Erlemann gelten: „Die Erfahrung hat gelehrt, daß immer nur da, wo die weltlichen Gewalten den Glaubensboten ihren starken Arm liehen, ein durchgreifender Schritt zur Christianisierung eines Volkes hat gemacht werden können.“ Von den weiteren Beiträgen des Heftes seien noch hervorgehoben die Ausführungen Karl Rosenfelders über „Die Christianisierung Nordgermaniens“ und die Antwort Bernhard Kummers an Prof. Rückert.

Dr. Otto Huth.

Claassen, Oswald, **Weltwissen im Hakenkreuz. Von Labyrinthen, Runen und Religionen.** Gustav Hohns Verlag, Krefeld 1934, 236 Seiten, 225 Abbildungen.

Claassens Buch ist gegründet auf die Welteislehre. Der darin geschilderte Zerfall eines früheren Mondes und der Einfang des jetzigen ist festgehalten in einer Bilderschrift, die wir heute als Sinnbilder bezeichnen und zu denen besonders gehören Spiralen, Mäander, Labyrinthe und Hakenkreuze. In den Mäandern sieht Claassen eine Art Kurzschrift der Labyrinthbezeichnung. Angesichts der Einzelkenntnisse, die Claassen entwickelt, ist es bedauerlich, daß sie für dieses Buch nur ausgewertet wurden, das obendrein stellenweise stark von Guido von List beeinflußt worden ist. Auf welche Abwege es führt, läßt sich daran ermessen, daß Claassen z. B. die Evangelistenzeichen als „kretischen Stier“ oder als „gehörnten und geflügelten Drachen“ (= Markuslöwe) erklärt und zu einem Bild, das die von Josua nach Kanaan geschickten und mit der riesenhaften Weintraube zurückkehrenden Kundschafter darstellt, bemerkt: „Die Männer . . . tragen phrygische (persische) Mützen. Es ist nicht zu erkennen, auch nicht auf Vergrößerungen, was sie schleppen.“ — Ein Hakenkreuzmaßwerk aus der Nürnberger Sebalduskirche wird gar als „aus Eruptivdämpfen“ gebildet angesprochen. — So kann vom Standpunkt der strengen Forschung aus dies Buch nur abgelehnt werden. Es gehört in eine Reihe mit den Werken Lists und anderer. H—s.

Groß, Walter, Dr., **Rassenpolitische Erziehung.** Berlin, Junker & Dünnhaupt, 1934. 31 S. Gr.-8° (F) — Schriften der deutschen Hochschule für Politik, Heft 6. 0,80 RM.

In dem kurzen Vortrag erinnert der Leiter des Aufklärungsamtes für Bevölkerungspolitik und Rassenpflege eindringlich an die folgenschwere Verantwortung, die jeder einzelne um die rassische und geschichtliche Entwicklung des Volkes mitträgt. G.

Karl Theodor Weigel, **Lebendige Vorzeit rechts und links der Landstraße.** Alfred Metzner, Verlagsbuchhandlung, Berlin 1934. 84 Seiten, 100 Bilder auf Tafeln, kart. 3,50 RM. — Vorzeit lebt nach allgemeiner Auffassung heute nur in Museen und Büchern, von den Hünengräbern und Wallburgen abgesehen, die wir draußen finden. Wie falsch diese Meinung ist, zeigt Weigels Buch. Wer mit offenen Augen durch die Landschaft geht, nach „Woher“ und „Warum“ fragt, wenn ihm etwas auffällt, der wird schnell genug mitten in der „lebendigen Vorzeit“ stehen. Kratzmuster an Bauernhäusern, Giebelzierden und Schnitzereien sind ihm nicht mehr bloße Merkwürdigkeiten oder Spielereien des Baumeisters, sondern letzte Zeugen einer vergangenen Zeit. Bisher unbeachtete Muster an geschieferten Häusern bekommen Zusammenhang mit Bandverschlingungen an romanischen Säulenköpfen, und die Gedanken schlagen unwillkürlich weitere Brücken zu Wurmlage und Spiralverzierung. Volksbräuche, Hausbau, Wirtschaftsgerät und Wäschestickerei, Kirchenkunst und einsame

„Mordkreuze“ werden zu letzten Urkunden vorzeitlicher Gedankenwelt, die in dem Textteil von Weigel sehr fein ausgedeutet werden. Ohne allzusehr sich mit Einzelheiten zu belasten, werden Ursprünge und Verbindungen der einzelnen Sinnbilder aufgezeigt, auch manche phantastisch anmutende Deutung früherer Erklärer dabei berücksichtigt und zugleich auf den ernsthaften und brauchbaren Kern zurückgeführt, und bei den am meisten gefährdeten Dingen auf die Notwendigkeit eingehender Erforschung hingewiesen. Dies Buch hat uns lange gefehlt.

H—s.

Hermann Schneider, **Germanische Religion vor dreitausend Jahren.** J. J. Weber, Verlagsbuchhandlung, Leipzig 1934. 30 Seiten, 14 Tafeln. 2,60 RM.

Hermann Schneider veröffentlichte bereits 1918 eine außerordentlich wichtige Arbeit über die Felsbilder (Die Felsbilder von Bohuslän, das Grab von Kivik ... als Denkmäler der vorgeschichtlichen Sonnenreligion, Halle 1918). Schneider hat in Zusammenarbeit mit Hans Hahne als erster den Jahrmythos in den Symbolzeichen der Felsbilder erkannt. Seine Darlegung hat sowohl Almgren wie Wirth wesentlich angeregt. Er legt nun systematisch geordnete Tafeln der Felsbilder von Bohuslän (Südschweden) vor, die sein Schüler E. Lohse zeichnete und die er selbst mit einem kurz einführenden Kommentar versehen hat. Schneider hofft, daß auf diese Weise die Richtigkeit seiner Gesamtauffassung der Felsbilder anschaulich wird.

Seine Deutung ist in der Tat in den wesentlichen Punkten überzeugend. Nach ihm sind die Felszeichnungen eine alte Symbolschrift, die auf dem anschaulichen Denken der germanischen Bauern der Bronzezeit beruht und den Jahrmythos zum Inhalt hat. Die Grundzeichen sind Jahreslaufzeichen (der senkrecht geteilte Kreis, das Speichenrad). „Der Kern des Jahreslaufmythus ist die Zweiheit der Jahreszeiten, Sommer und Winter, innerhalb der Einheit des Jahres“ (S. 5).

Schneider hat die Fragen tiefer angepackt als Almgren, von dem er sich vor allem dadurch unterscheidet, daß er in den Felszeichnungen mehr einfache Symbolzeichen als Darstellungen von Riten sieht (beachte vor allem S. 25 f. und vgl. Almgren, Nordische Felszeichnungen, S. 145). Im Gegensatz zu Almgren verficht Schneider den Satz, „daß in der Urreligion der Negodaägypter und der Sumerer wie in der Minosreligion der Kreter eine eigentümliche Sonnenjahres- und Jahreslaufreligion steckte, die von Norden komme (S. 30). Die Zusammenhänge bestreitet keiner, der sich mit diesen Fragen befaßte, aber Schneider teilt nicht den Theologenunglauben an die Schöpferkraft des Nordens, von dem Almgren sich noch nicht freigemacht hat.

Auf strittige Einzelfragen einzugehen, ist hier nicht der Ort. Es wäre zu wünschen, daß auch in den übrigen Felszeichnungen solche typologisch geordnete Tafeln herausgegeben würden, und zwar nicht nur von den übrigen schwedischen und den norwegischen, sondern insbesondere auch von den amerikanischen Felszeichnungen. Die vorliegende Veröffentlichung Schneiders sei als ein Vorbild für weitere Arbeiten und eine schöne Einführung in die „Geheimschrift“ der Felszeichnungen nachdrücklichst empfohlen. Sie ist auch neben Almgrens großen Buch unentbehrlich. Dr. Otto Huth.

Riek, Gustav, Dr., **Die Mammutjäger vom Lonetal.** Erzählung aus der Eiszeit. Mit 26 Zeichnungen von W. Planck und Zeichnungen nach Funden des Verf. Stuttgart, K. Thienemanns Verlag (1934). 104 S. 8° (F). Halbleinen 2 RM.

Über den Entschluß des Verfassers, die Ergebnisse seiner Ausgrabungen in der Vogelherd-Höhle bei Stetten ob Lonetal im Schwäbischen Jura für ein Jugendbuch zu bearbeiten, kann man sich nur freuen. Es erscheinen nun nebeneinander die große dreibändige Veröffentlichung für die Wissenschaft und dies Buch für die Jugend, in dem auf Grund archäologischer Tatsachen und völkerkundlicher Gleichläufigkeiten mit wissenschaftlich gezügelter Vorstellungskraft und Erfindungsgabe ein lebensvolles Bild gezeichnet wird. Daß dem Verfasser dies gelungen ist, das ist natürlich für ein Buch derart sehr wesentlich.

Während der letzten Eiszeit lebt im Höhlengebiet der Alb die Rasse der Bärentöter. Eine neue Rasse, die der Mammutjäger, wandert ein, und im Kampf um Wohnhöhlen und Jagdgründe siegen diese, denn sie wissen eine neue Waffe zu führen, den Bogen, und der macht sie den Bärentötern überlegen. Urweltliches Tier- und Pflanzenleben, die Gefahren der Umwelt, Jagdabenteuer und Jagdzauber, Lebenshöhe und Tod werden sehr anschaulich dargestellt. Die Abbildungen zeigen Fundstücke und sehr wirkungsvoll gezeichnete Bilder aus dem Leben der Eiszeitmenschen.

Suffert.

Zeitschriftenschau

Forschungsberichte

Kurt Willvonseder, **Die ur- und frühgeschichtliche Forschung in Österreich im Jahre 1933.** Nachrichtenblatt für Deutsche Vorzeit. Verlag Kabitzsch, Leipzig. 10. Jahrgang. 1934, Heft 2/3. In Österreich sind 1933 aus allen Zeitabschnitten trotz der wirtschaftlichen Schwierigkeiten zum Teil reiche und bedeutungsvolle Funde gemacht worden. Niederösterreich, das klassische Fundgebiet des Aurignacien, weist aus dieser Zeit wieder eine Reihe von Funden auf, unter denen eine Ritzzeichnung besonders bedeutungsvoll wäre, wenn sie sich wirklich einwandfrei datieren ließe. Besonders reiche Funde sind in der Bandkeramik gemacht worden, insbesondere konnte diese Kultur in bisher fundleeren Gebieten festgestellt werden, so daß jetzt die Verbindung zu den süddeutschen Funden hergestellt ist. Am Taborak in Draßburg ist ein bisher einzigartiger Fund gemacht worden, das Wandstück eines linearkeramischen Gefäßes mit der halbplastischen Darstellung einer nackten Frau. — Die Pfahlbauforschung ist wieder aufgenommen worden und verspricht wichtige Aufschlüsse. Entgegen früherer Ansicht konnte auch im südöstlichsten Teile von Niederösterreich der Bau von Grabhügeln in der mittleren Bronzezeit nachgewiesen werden; aus einem solchen Frauengrabe wurde ein besonders schöner und wohlerhaltener Bronzegürtel geborgen. Aus den späteren Zeitabschnitten sei nur noch erwähnt, daß bei Mühlwang, B. H. Böcklabruck, erstmalig eine Siedlung der süddeutschen Urnenfelderkultur aufgedeckt werden konnte, und daß das Grab eines langobardischen Goldschmiedes aus Poysdorf in Niederösterreich durch die Mitgabe seines gesamten Handwerkszeuges als besonders aufschlußreich beachtet werden muß. / H. Seeger, **Bericht über die Tätigkeit des Vertrauensmannes für die kulturgeschichtlichen Bodenaltertümer Niederschlesiens im Jahre 1933** und G. Bierbaum, **Tätigkeitsbericht des Landespflegers für Bodenaltertümer in Sachsen für die Zeit vom 1. April 1933 bis 31. März 1934.** Ebenda. Heft 3. Beide Berichte zeigen die reiche Tätigkeit auf allen Gebieten der Vorgeschichte, aber auch die große Hemmung durch die völlige Unzulänglichkeit der zur Verfügung stehenden Mittel. Insbesondere auch das große Allgemeininteresse für unsere Vorzeit, sowie die großen Erdbewegungen durch den Arbeitsdienst stellen Anforderungen, die von den bisherigen Arbeitskräften allein kaum mehr zu bewältigen sind. / H. Agde, **Neuere Forschungsergebnisse zur Lausitzischen Kultur der Provinz Sachsen.** Ebenda. Von der Landesanstalt für Vorgeschichte wird für die Provinz Sachsen eine Bestandsaufnahme der Funde der Lausitzer Kultur durchgeführt, die schon jetzt wichtige Aufschlüsse, insbesondere über ihre Beziehungen zu den Nachbarkulturen geliefert hat.

Hertha Schemmel.

Deutsche Urgeschichte in Zeitschriften allgemeinen Inhalts

Wir freuen uns, daß in diesem Jahre in Zeitschriften, die sonst unserem Arbeitsgebiet ferner stehen, in steigendem Maße Aufsätze über urgeschichtliche Dinge erschienen sind. Wenn Schriftleiter von alter Erfahrung sich um so etwas kümmern, so ist das ein Beweis, daß die Leserschaft wirklich solche Beiträge wünscht. In Tageszeitungen und den wöchentlich erscheinenden Bilderzeitschriften dürfte am meisten wohl über die Externsteine geschrieben worden sein. Aber auch der **„Türmer“** brachte in seinem Augustheft einen reich bebilderten Aufsatz von unserem Mitarbeiter A. Franssen. Er beschränkt sich naturgemäß auf allgemeinere Ausführungen, und da „Germanien“ ja eine ganze Reihe ausführliche Berichte gebracht hat, können wir uns auf die bloße Erwähnung beschränken. Die Wirkung all dieser Aufsätze blieb nicht aus, die Besucher waren in diesem Jahre an den Steinen so zahlreich wie wohl noch kaum sonst. Infolgedessen waren auch die Einnahmen der Extern-stein-Stiftung, die ihr aus der geringen Gebühr für die Besteigung der Felsen zufließen, höher als sonst. Diese Einnahmen sind ein schätzenswerter Beitrag zu den Ausgaben, die die Stiftung für die Durchführung der Pläne um die Externsteine aufwenden muß. Was in diesem Jahre ge-

leistet worden ist, stellt nur einen Teil dessen dar, was man erreichen will.

Velhagen u. Klasings Monatshefte bringen im Juliheft 1934 eine Abhandlung von Dr. Herbert Jankuhn (dem Leiter der Ausgrabungen) über Haithabu, die größte germanische Handelsstadt an der Schlei. Aus der unendlich mühseligen Kleinarbeit, die eine Grabung mit sich bringt und deren Beschreibung natürlich den Fachblättern vorbehalten bleiben muß, stellt die Arbeit ein wirkungsvolles Gesamtbild zusammen. Mit Recht verbindet der Verfasser einleitend die Geschichte der stolzen Wikingerstadt mit der nordgermanischen Gesamtgeschichte und zeigt, wie die Gunst der Lage ihr Wachstum förderte. Schon aus geopolitischen Gesichtspunkten heraus läßt sich ihre Bedeutung ermessen, aber auch die Funde zeigen die Schlüsselstellung innerhalb eines weitgespannten Handelsverkehrs: rheinische Tongefäße, Mühlsteine aus Niedermendig in der Eifel, eine goldene Scheibe aus Irland, Specksteinschalen aus dem skandinavischen Norden, und schließlich Münzen aus Arabien. Wenn auch Haithabu aus Ursachen, die uns nicht bekannt sind, später von Schleswig überflügelt wurde, wenn auch heute nur noch der mächtige Wall am Haddebyer Noor uns die Größe der Stadt im eigentlichen, räumlichen Sinne zeigt, sie gehört zu den unmittelbaren Vorläuferinnen der Hanse, die im Mittelalter Herrscherin des Nordens war.

Erwähnt werden soll noch die Abbildung (S. 554) eines silbernen Tellers, der als Ehrengabe der Stadt Mainz gedacht ist. „Die Stadt führt das Rad als Wappen; nach der Überlieferung zum Andenken an Willigis, der die weltliche Macht des Erzbistums begründete und der Sage nach eines Wagners Sohn gewesen ist. Der Teller vereinigt christliche mit altgermanischen Symbolen und erinnert daran, daß Mainz in altheidnischen Zeiten eine heilige Stätte für den Dienst des Sonnengottes war und somit das Sinnbild der Sonne mit uralt ererbtem Recht für sich beanspruchen darf.“ —

„Wer in Deutschland hatte noch vor knapp zwei Jahren Kenntnis und Interesse an deutscher Vorgeschichte?“, so fragen die **„Süddeutschen Monatshefte“** in dem Geleitwort zu ihrem Sonderheft „Von deutscher Vorgeschichte“ (September 1934). „Die deutsche Öffentlichkeit und ihr vielberufenes Organ, die Presse einschließlich der Zeitschriften jedenfalls nicht!“ Wir freuen uns, daß die „Süddeutschen Monatshefte“ nunmehr unserm Arbeitsgebiet ein ganzes Heft widmen. Es wird eingeleitet durch Prof. Dr. Hans Hahne, Halle: „Die deutsche Vorzeit in der archäologisch-volkheitskundlichen Forschung“. Wir haben schon 1929 in den ersten Heften unserer Zeitschrift mehrfach auf die grundsätzliche Stellung Hahnes als wesentlich hingewiesen: das Ausgehen von Heimat und blutgebundener Artung. Hahne gibt in den beiden Abschnitten des erwähnten Aufsatzes (I. Vorzeit als Forschungsgegenstand. II. Vorzeitkunde als Lehre und Erziehungsmittel) recht beherzigenswerte Sätze über Ziel und Weg der Arbeit. Es zeigt sich wieder seine feine Einfühlung in die Sprache, und seine Verdeutschungen „Formreihenkunde“ (Typologie) und „Zeitfolgekunde“ (Chronologie) empfehlen wir allgemeiner Beachtung. Vielen wird auch die ausführliche Zeittafel willkommen sein. Zum Schluß weisen wir noch auf den Kern der Hahneschen Betrachtungsweise hin, daß Vorgeschichte weder in der Vereinzelung und in der Abschließung verharren noch ihren Blick allein auf die Vergangenheit richten dürfe: „Vorgeschichte und Geschichte, Rassenkunde und Sitten- und Brauchtumskunde ergänzen sich zur Volkheitskunde. Ihre Arbeitsweise stellt auch die Vorzeit mitten in das lebendige Gesamtgeschehen seit Urzeiten und erhellt erst endgültig die Notwendigkeit, zu erforschen, wie alles einst war und wurde, damit Künftiges werde.

Das Bemerkenswerteste in der Arbeit „Rassen der deutschen Vorzeit“ von Walter S. Förtner, die sich an Hahnes Ausführungen anschließt, ist der Hinweis auf die Fragen, die in der Rassengeschichte des deutschen Volkes noch nicht gelöst worden sind. Übersichtlich und klar ist das Verhältnis des Neandertalschlages zu den europäischen Menschenschlägen der Späteiszeit dargestellt (über die anderen Beiträge des Heftes berichten wir später).

Wir brauchen nicht die griechische Sagenwelt, um Heldenlieder des Altertums zu vernehmen. Wir dürfen mit größerem Stolz zu den eigenen Sagen und Märchen greifen. Schon an ihnen allein erkennen wir die Lüge der Geschichte, daß die Germanen Barbaren gewesen seien.

Will Decker in „Der deutsche Weg“.

Vereinsnachrichten

Ortsgruppe Groß-Berlin. Am 16. September fand eine Geländefahrt durch den sagenumwobenen Blumenthalwald bei Straußberg statt. Sie galt den bisher fast völlig unbekannten Steinhügelgräbern, die in großer Zahl dort vorhanden sind. Es sind zwei Gruppen zu unterscheiden: Rundhügel und Langhügel. Die letzten sind 3 Schritt breit und 13 Schritt lang. Starken Eindruck machte die Besichtigung der „Stadtstelle Blumenthal“ mit dem „Semnonenstein“ — einem gewaltigen Findlingsblock, der heute 3 Meter tief in der Erde steckt und dessen Oberfläche offenbar künstlich geebnet ist. Es wurde von dem Führer der Wanderung, Herrn F. G. Krause, betont, daß leider sehr viele Steinsetzungen, die früher vorhanden waren, zerstört und verschleppt worden sind, aber soviel erhellt doch aus den Resten, daß es sich hier um einen wichtigen Gaumittelpunkt gehandelt haben muß. Zum Schluß der Fahrt wurde der sogenannte „Teufelssitz“, ein vorgeschichtlicher Näpfchenstein besichtigt.

E. Weber.

Arbeitskreis Kassel. Unter guter Beteiligung unternahmen die Arbeitskreise Kassel und Eschwege eine Herbstfahrt auf den hohen Weißner (Meißner), den alten Götterberg auf der Grenze des Chatten- und Hermundurengaues. Die Führung hatten die Herren Major Heinemann-Eschwege und Kreisschulrat Dithmar-Eschwege übernommen. Es war wohl das erstemal, daß der alte Götterberg auf der Grenze des Chatten- und Hermundurengaues mit seinen reichen Erinnerungen aus vorgeschichtlicher Zeit unter sachkundiger Führung durchwandert wurde. Von Velmeden ging es über die Kitzkammer und das Viehhaus zum Weiberhemd, dann zur Kalbe mit ihrer prächtigen Fernsicht, zum Frau-Holle-Teich und Schlachtrasen, zum Altarstein unterhalb der Bilstätte der Wachtsteine, von dort über das Alte Gericht oberhalb der Teufelslöcher zum Schwalbental. Zu Füßen lag die sagenumwobene Werralandschaft mit Eschwege und seiner Zwillingskuppe der Leuchtberge. Die Kaiserstraße entlang, unterhalb der Stinksteinwand und des Rebbes, führte die Wanderung alsdann über die Seesteine nach Hasselbach bzw. Velmeden. Die sachkundigen Ausführungen des Kreisschulrates Dithmar an der Kitzkammer, dem Weiberhemd, der Kalbe und dem Altarstein machten in ihrer natürlichen und bodenverbundenen Art allen Teilnehmern Eindruck. Der Leiter des Kasseler Arbeitskreises, Architekt Stück, gab an den genannten Orten mancherlei Ergänzungen aus umfangreichem Belegmaterial und setzte sich auch mit Entschiedenheit für eine Berichtigung der amtlichen Schreibweise Meißner — die nach altem Quellenmaterial nicht die geringste Berechtigung habe — in Weißner ein. Während Dithmar auf Geschichte, Sagengut und geologische Verhältnisse in ausführlicher Weise einging, erörterte Stück das Wesen der Feuerstätten des „Höllenberges“ über dem Höllental (das ahd. uuizi, mhd. wize bedeutet Höllenfeuer; die alte Schreibweise ist Wysener, Wissener u. ä.!) und gab Einzelheiten aus dem Holle-Kult kund, der — dem Mondkult entsprungen — meist in Verbindung mit Teich- oder Quellenheiligtümern nachweisbar ist. — Im Anschluß an die Freilegungsarbeiten der Kasseler Gruppe am Hohlen Stein, der Firskuppe, dem Kimborn und anderen Stätten sollen im kommenden Frühjahr ebensolche an dem bedeutenden Hollenloch, heute fälschlich Hilgershäuser oder Kammerbacher Höhle genannt, befürwortet werden.

Am 25. September sprach in einem Lichtbildervortrag Architekt Fritz Stück über „Unsere vorgeschichtlichen Stätten und ihren Schutz, im Rahmen von Landesplanung und Landschaftsgestaltung“.

Er zeigte im Bilde eine große Reihe vorgeschichtlicher Stätten unserer näheren Heimat, die heute keinen oder keinen hinreichenden Schutz genießen, weil sie zum großen Teile noch unbekannt sind. Er entwickelte die Grundgedanken einer gestaltenden, von Ideen getragenen Landesplanung, die gerade hier in Hessen so früh als möglich hätte einsetzen müssen. Nunmehr kommt mit Riesenschritten die Durchführung großer Autostraßen durch unser hessisches Bergland, eine erhebliche Gefährdung solcher altheiliger Berghaine, Wallanlagen und ähnlicher Stätten in sich schließend. Niemand denkt an vorsätzliche

Zerstörung, aber Unkenntnis allein schließt bereits die Gefährdung ein. Auch die Eingliederung der neuen Verkehrsbahnen in das Landschaftsbild im Sinne des Schutzes und einer ausgeprägten Landschaftsgestaltung muß gerade in Hessen vordringlich gefordert werden. Hier scheinen auch gute Kräfte am Werk zu sein, Einwandfreies zu schaffen. Eine Reihe schöner Landschafts- und Kultstätten-Aufnahmen, aus dem Kreise der Freunde germanischer Vorgeschichte beigetragen, schloß den Vortrag. Ein ergänzender Bericht betraf die neuesten Arbeiten der Gruppe an Firnskuppe und Weißner (Meißner).

Im Gilbhart unternahm der Arbeitskreis einen Rundgang durch vor- und frühgeschichtliche Stätten von Kassel. Unter Fritz Stücks Führung wurde am Marställerplatz begonnen und die Geschichte der alten Cyriakuskirche mit ihrem St.-Veit-Heiligtum erörtert. Es gab beachtliche Hinweise und Belege dafür, daß wir es an dieser Stätte mit einem Donar-Heiligtum zu tun haben, dessen Malstätte nach Stücks Annahme der benachbarte Rote Stein gewesen ist. Die Wildemannsgasse mit der Holzskulptur des „Wilden Mannes" am Haus Nr. 13 spricht dafür ebenso, wie die Flurprozessionen am Donnerstag nach Kantate mit den Reliquien des Heiligen Veit, wie schließlich die Ermittlungen um das Mysterium des Roten Steines selbst. Nach Besichtigung von Schütteliete, Alter Furt, Renthof und ältester Dorf- und Stadtsiedlung, ging man zum rechten Fuldaufer hinüber, wo die Stätten der Magdalenenkirche, der Hellenmühle und des Hellewerds besichtigt und erklärt wurden.

Anschließend übernahm Fräulein Maaß die Führung, die zunächst der Schwanenwiese, dem Siechenhof (1364 noch mitten im Walde belegen), dem Sauplatz und den übrigen frühgeschichtlichen Stätten des königlichen Bannwaldes „Forst" und seiner schon 1294 erwähnten alten Richtstätte galt. Königin- und Ringhof, der wohl ein Renhof, am ältesten Renweg Alte Furt/Kaufungen belegen, gewesen sein mag und erst in neuester Zeit zerstört wurde, nahm man in Augenschein, auch die beiden Steinköpfe an der Bettenhäuser Kirche.

Der Reichsbund für Deutsche Vorgeschichte, Gruppe Berlin, hat im Rahmen seiner Vorträge für den 3. Dezember in Aussicht genommen:

„Die Externsteine und ihre Bedeutung." Vortrag von Dir. Teudt.

Gegenrede Prof. Reinerth und Prof. Andree.

Germanische Astronomie. Ein auf den Forschungen von Teudt und Wirth beruhender Film nebst Text, für eine Stunde ausreichend, über Altnordische und Germanische Astronomie, mit 30 Lichtbildern, ist gegen Einsendung von 4 RM. an Prof. Riem, Potsdam, Postscheckamt Berlin 5633, bei unserm Mitarbeiter zu erhalten.

Professor Dr. Hogmann, Direktor der Leipziger Universitätssternwarte, hielt am 13. Oktober d. J. einen Rundfunkvortrag über germanische Astronomie im Leipziger Sender. Hogmann hat sich in den Mannusheften 1927 mit Altfeld gegen den Teudtschen Satz von einer Pflegstätte der Astronomie in Oesterholz gewandt, ist aber infolge seiner Untersuchungen und Feststellungen an Ort und Stelle in diesem Sommer zu einem Vertreter des Satzes und auch der Ortungslehre geworden. Über gewisse Unterschiede der Auffassung hinsichtlich der Entstehungszeit zwischen ihm und den Berliner Astronomen Neugebauer und Riem ist die wissenschaftliche Auseinandersetzung eingeleitet. Wir werden s. Z. auf diesen erfreulichen Vorgang zurückkommen.

Ortsgruppen und Arbeitskreise

(Ergänzung der Liste Heft 10/34 S. 318.)

Augsburg: Dr. med. O. Hennig, Augsburg, Kaiserstraße 15.

Altmark: Richter, Kurt, Neulingen über Seehausen/Altmark.

Ilmenau: Höhne, Georg, Oberlehrer, Ilmenau/Thür.

Jena: Martin, Frau Studienassessor, Jena, Kronfeldstraße 5.

Kissingen: Fischer, Hermann, Schulleiter, Kissingen.

Köslin: Weber, Rektor, Danziger Str. 75.

Welzin: Kirchner, Frau J., Welzin bei Treptow, Kr. Demmin/Vorpommern.

Es fehlen uns Stützpunkte für unsere Arbeit in Bayern, Thüringen, Sachsen, Brandenburg, Pommern und Ostpreußen.

Soweit unsere in diesen Landschaften wohnenden Mitglieder gewillt sind, die Bildung von Arbeitsgemeinschaften und Ortsgruppen vorzunehmen, bitten wir um kurze Mitteilung an die Geschäftsstelle, Detmold, Bandelstraße 7.

Anschrift von Herrn Dir. W. Teudt: Detmold, Bandelstr. 10, Fernruf 3177.

An unsere Mitarbeiter! Wir bedauern, daß wir aus unserm reichen Bestande an wertvollen Arbeiten eine große Anzahl Beiträge wegen Raummangels für den Jahrgang 1935 zurückstellen mußten.

Die Schriftleitung.

11. 12. 34.

Germanien

Monatshefte für Vorgeschichte zur Erkenntnis deutschen Wesens

1934 Januar Heft 1

Aus dem Inhalt:

K. F. Koehler Verlag Leipzig 1789

Verlag von K. F. Koehler · Leipzig

»Germanien«, Monatshefte für Vorgeschichte zur Erkenntnis deutschen Wesens

Zeitschrift der „Vereinigung der Freunde germanischer Vorgeschichte e. V., Detmold“, Bandelstr. 7
Verantwortlicher Schriftleiter: Studienrat O. Suffert, Detmold, Hermannstr. 11. Berliner Schriftleitung: Hans Wolfgang Behm, Berlin-Steglitz, Albrechtstr. 16, Fernsprecher G 9, Albrecht 5536

Jährlich erscheinen 12 Monatshefte
Bezugspreis vierteljährlich RM 3.— einschließlich Zustellgebühr. Einzelheft RM 1.20
Postscheckkonto Germanien, Monatshefte für Vorgeschichte, Leipzig, Postscheckamt Leipzig Nr. 4234
Bezugsart. Die Monatshefte können durch jede Postanstalt, durch den Buchhandel oder vom Verlag bezogen werden
Beschwerden wegen Ausbleiben der Hefte sind immer zuerst an das Zustellpostamt (oder Buchhändler) zu richten. Erst bei Nichterfolg wende man sich an den Verlag

Bücher zur Besprechung sind nur an den Verlag, Leipzig C1, Postfach 81, zu senden. Sie werden zum Teil in die Gruppe „Der Bücherbote“ aufgenommen. Ausführliche Besprechungen erfolgen in der Gruppe „Die Bücherwaage“
Anzeigen und Beilagen werden von der Anzeigenabteilung der Monatshefte (K. F. Koehler, Verlag, Leipzig C 1, Postfach 81) bis zum 15. des vorhergehenden Monats angenommen. Die Preise werden jederzeit gerne mitgeteilt.

 Verantwortlich für den Textteil O. Suffert, Detmold; für den Anzeigenteil G. W. Diehl, Leipzig. Verlag: K. F. Koehler, G.m.b.H. Leipzig C 1, Postfach 81, Fernsprecher 64121. Druck: Offizin Haag-Drugulin AG., Leipzig, Salomonstr. 7.

Inhalt des Januarheftes

Die „Vereinigung der Freunde germanischer Vorgeschichte e. V., Detmold“

hat den Zweck, alle Deutschen zusammenzufassen, die den Wert der Erforschung der eigenen Vorgeschichte erkannt haben. Sie verfolgt das Ziel, Wissen über die eigenen Ahnen im deutschen Volke zu verbreiten und Verständnis für seine Vorgeschichte zu erwecken. Wer diese selbstlosen Bestrebungen unterstützen will,

werde Mitglied der Vereinigung!

Jährlich in der Pfingstwoche wird eine öffentliche Tagung abgehalten, bei der Denkmäler aus germanischer Zeit gezeigt werden. Sie sind zahlreicher in der Deutschen Landschaft vorhanden, als gemeinhin angenommen wird. Die Mitglieder erhalten für den Jahresbeitrag von RM 12.— (vierteljährliche Raten sind zulässig) die Monatshefte „Germanien“ kostenlos als Pflichtexemplar durch den Verlag K. F. Koehler in Leipzig zugestellt, an den auch der Mitgliedsbeitrag zu überweisen ist (Postscheckkonto: Germanien, Monatshefte für Vorgeschichte, Amt Leipzig, Nr. 4234), indessen Anmeldungen nach Detmold, Bandelstraße 7, zu richten sind. Über die anderen Vergünstigungen gibt die Vereinigung gern Auskunft.

Vereinigung der Freunde germanischer Vorgeschichte, e. V., Sitz Detmold

Germanien

Monatshefte für Vorgeschichte zur Erkenntnis deutschen Wesens

1934 Dezember Heft 12

Aus dem Inhalt:

Verlag von K. F. Koehler, Leipzig

»Germanien«, Monatshefte für Vorgeschichte zur Erkenntnis deutschen Wesens

Zeitschrift der „Vereinigung der Freunde germanischer Vorgeschichte e. V., Detmold", Bandelstr. 7

Jährlich erscheinen 12 Monatshefte

Bezugspreis vierteljährlich RM 3.— einschließlich Zustellgebühr. Einzelheft RM 1.20

Postscheckkonto Germanien, Monatshefte für Vorgeschichte, Leipzig, Postscheckkonto Leipzig Nr. 4234

Bezugsart. Die Monatshefte können durch jede Postanstalt, durch den Buchhandel oder vom Verlag bezogen werden

Beschwerden wegen Ausbleiben der Hefte sind immer zuerst an das Zustellpostamt (oder Buchhändler) zu richten. Erst bei Nichterfolg wende man sich an den Verlag K. F. Koehler in Leipzig C 1, Postfach 81

Manuskripte sind an die Hauptschriftleitung: Studienrat O. Suffert, Detmold, Hermannst. 11, zu senden. Für unverlangt eingehende Beiträge wird keinerlei Haftung übernommen.

Bücher zur Besprechung sind nur an den Verlag, Leipzig C 1, Postfach 81, zu senden. Ausführliche Besprechungen erfolgen in der Gruppe „Die Bücherwaage"

Anzeigen und Beilagen werden von der Anzeigenabteilung der Monatshefte (K. F. Koehler, Verlag Leipzig C 1, Postfach 81) bis zum 15. des vorhergehenden Monats angenommen. Die Preise werden jederzeit gern mitgeteilt

Der Nachdruck des Inhaltes ist nur nach Vereinbarung mit dem Verlag gestattet. Hauptschriftleitung Detmold: Studienrat O. Suffert, Detmold, Hermannstr. 11. Berliner Schriftleitung: Hans Wolfgang Behm, Berlin-Mariendorf, Ankogelweg 90; Fernruf G 5 Südring 5556. Verantwortlich für den Anzeigenteil G. W. Diehl, Leipzig. Verlag: K. F. Koehler, G. m. b. H., Leipzig C 1, Postfach 81, Fernsprecher 64121. Druck: Offizin Haag-Drugulin AG., Leipzig, Salomonstr. 7. D. A. III. Vj. 1934. 3733

Inhalt des Dezemberheftes

Die „Vereinigung der Freunde germanischer Vorgeschichte e. V., Detmold"

hat den Zweck, alle Deutschen zusammenzufassen, die den Wert der Erforschung der eigenen Vorgeschichte erkannt haben. Sie verfolgt das Ziel, Wissen über die eigenen Ahnen im deutschen Volke zu verbreiten und Verständnis für seine Vorgeschichte zu erwecken. Wer diese selbstlosen Bestrebungen unterstützen will,

werde Mitglied der Vereinigung!

Jährlich in der Pfingstwoche wird eine öffentliche Tagung abgehalten, bei der Denkmäler aus germanischer Zeit gezeigt werden. Sie sind zahlreicher in der deutschen Landschaft vorhanden, als gemeinhin angenommen wird.

Anmeldungen sind an die Hauptstelle, Detmold, Bandelstraße 7, zu richten

Vereinigung der Freunde germanischer Vorgeschichte, e. V., Sitz Detmold

Fernruf Detmold 2766

Diesem Heft liegen Prospekte der Verlage: Hanseatische Verlagsanstalt, Hamburg; Buchhandlung Gebr. Hartmann, Hannover-Linden; Albert Langen—Georg Müller, München; C. A. Starke, Görlitz und Koehler & Amelang, K. F. Koehler, Leipzig bei. Ferner eine Leseprobe aus dem Roman: Kanig, Sonnensöhne. Wir machen unsere Leser auf diese Beilagen besonders aufmerksam.